

Erinnerungen eines alten Pfarrers

Autor(en): Ami C. Pettermand

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1934

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/99a04886-8225-4839-abae-777388664e75>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Erinnerungen eines alten Pfarrers.

Von A. C. Pettermand.

1. Basel—Boezen.

Von verschiedenen Seiten hat man mir nahegelegt, Reminiszenzen aus meinem nunmehr zur Neige gehenden Leben aufzuschreiben und in irgendwelcher Weise einem kleineren oder größeren Leserkreise zugänglich zu machen, wie dies für die Episode der Kriegszeit 1870/71 im Basler Jahrbuch für 1933, sowie verschiedentlich im Gemeinboten St. Mathäus und Kleinhüningen, bereits geschehen ist. Nun wird ja die Tätigkeit eines Pfarrers etwas durchaus Intimes sein und gehört darum nicht in die Öffentlichkeit; was er getan oder nicht getan, versäumt und gefehlt hat, dafür „steht oder fällt er seinem Herrn“ (Röm. 14, 4) und ist er ihm verantwortlich. Soll gleichwohl darüber etwas niedergeschrieben und veröffentlicht werden, so kann es sich nur um äußerliche Dinge und Erlebnisse handeln, um Erzählungen und Schilderungen aus der Alltäglichkeit, aus dem Verkehr mit anderen Menschen. In diesem Sinne mögen die hier folgenden Memoiren aufgefaßt werden.

Mein allererster journalistischer Versuch hatte freilich Fiasko gemacht bzw. ein so jähes und klägliches Ende gefunden, daß ich es eine geraume Zeitspanne hindurch nicht mehr wagte, irgendwie publizistisch in die Öffentlichkeit treten zu wollen. Es war im Sommer 1870, als zahlreiche eidgenössische Truppenteile unsere Grenzstadt Basel besetzt hielten, allabendlich die Klänge des militärischen Zapfenstreiches zur besonderen Freude der Jugend durch die Straßen schallten,

die Zeitung Tag für Tag spannende Nachrichten vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz brachte, und zu unserem lebhaftesten Bedauern die damals, wie auch späterhin lange noch, bloß vierwöchigen Ferien ihrem baldigen Ende entgegengingen. Wie sollte aber, sagten wir Schüler uns, unter solchen Umständen beim Unterrichte etwas Ersprießliches herauskommen, da doch unsere Köpfe und Sinne von so ganz anderen Dingen erfüllt waren, unsere Augen und Ohren beständig Aktuelles zu sehen und zu hören bekamen, als was Homer und Livius aus grauem Altertum erzählten, oder gar, was uns an mathematischen Lehrsätzen und Figuren auf die Wandtafel gezeichnet wurde! Um die gewünschte Gnadenfrist, d. h. eine Verlängerung der Ferien, zu erzielen, setzte ich mich eines schönen Morgens mit meinem Freunde und Klassengenossen R. G. an den Schreibtisch, und fabrizierten wir in der Form eines Zeitungsartikels die nach unserer Meinung wohlbegründete Eingabe an das löbliche Erziehungskollegium, man möge der Jugend ihr sömmerliches dolce far niente weiterhin gewähren und die leerstehenden Schulhäuser zur ausgiebigeren Kasernierung der Soldaten verwenden. Teils stolz auf unser zugunsten der gesamten Basler Lehrer- und Schülerschaft verfaßtes Elaborat, aber auch nicht ohne geheimes Bangen darüber, ob dasselbe Annahme finden werde, begaben wir uns damit zum Redaktionsbureau der Basler Nachrichten in der Schweighauser'schen Buchdruckerei, damals Spiegelgasse Nr. 13, und wurden dort von Redakteur Reinisch empfangen. Er durchlas mit prüfendem Blicke unser ihm schüchtern dargereichtes Schriftstück, sprach ihm jedoch alsobald grausam das vernichtende Todesurteil: „Nein, nein, geht Ihr nur wieder in Eure Schul!“ Als arme Sünder „mit abgesägten Hosens“ zogen wir von dannen, tief gedemütigt und fest entschlossen, niemals mehr einen solchen Schritt zu wagen, einen solchen Bittgang zu tun. Es hat denn auch reichlich 1½ Jahrzehnte gedauert, bis ich, unter ganz anderen Umständen, wovon später die Rede sein soll, mit der Basler Presse aktiv in persönliche Berührung kam.

Aus der auf die dreijährige Gemeindefchule folgenden sechsklassigen Gymnasiumszeit (Rektor Rudolf Burckhardt, Onkel seines Nachfolgers Prof. Friz B.) ist mir eine Familie N. erinnerlich, deren Glieder besonders schöne, fromme Vornamen trugen, ohne daß denselben das Betragen und Gebaren ihrer Inhaber entsprochen hätte. Eines Tages trat Konrektor Fechter, ein beschriebenes Blatt in der Hand, vor die Klasse mit der vorwurfsvollen Frage: „Ist das der Fürchtegott oder der Lobegott, der da betriegt? Hoffentlich heißt dann der nächste von euch sauberen Brüdern b'hiet is Gott!“ Fürchtegott saß auf der vordersten Bankreihe und hatte für die Geographiestunde seine Aufgabe wieder einmal nicht gelernt, weshalb ihn der dicht vor ihm stehende Dr. Meyer apostrophierte: „Sä gel N., jez stoht der Ochs am Berg.“ Entrüstet fuhr N. in die Höhe und schrie dem Lehrer ins Gesicht: „I bi kei Berg, Herr Dokter!“ Letzterer pflegte sich als z'Rüni eine Tasse Schneckenbrühe nebst der Zeitung in die Schule bringen zu lassen, was wir ihm jeweilen ankündigten: „Herr Dokter, d' Schneckebrühe het klopf.“ Nach deren Genehmigung wurde auf dem Ratheder die Zeitung entfaltet und alsdann das Pensum weitergeführt. So gemütlich geht es heutzutage im Lehr- amte kaum mehr zu.

Indessen war ich nach empfangenem vorzüglichem Unterricht durch Pfarrer W. Ecklin zu St. Peter konfirmiert worden, hatte das dreiklassige Pädagogium absolviert und war nach erlangter Maturität an die Alma mater übergegangen. Die Professoren Franz Dorotheus Gerlach, welcher, den Lehrstuhl für Latein innehabend, an seinem 80. Geburtstag die Erklärung abgegeben haben soll: „Hürr, in der zweiten, besseren Hälfte meines Lebens werde ich Griechisch lesen“, Friedrich Nietzsche, Jakob Burckhardt, Karl Steffensen waren in den philosophischen Fächern unsere hervorragenden Lehrer, während mir in Theologicis Prof. Emil Raußsch für die ganze Studienzeit als umsichtiger und getreuer Mentor beratend zur Seite stand, auch brieflich über die Dauer meiner zwei zu Tü-

bingen 1876/77 verbrachten Semester, wo ich u. a. bei Tobias Beck hörte. Auch meine erste Predigt hielt ich unter Herzklopfen im lieben Schwabenlande auf der Kanzel eines Onkels, in dessen früherem Pfarrhause ich einst als kleines Kind die ersten Schritte gemacht hatte. Gut gefallen hat mir in Württemberg die in der dortigen Liturgie dem stillen Gebet eingeräumte Pause sowie das Läuten einer Glocke während des vom Pfarrer gesprochenen Unser Vaters; hierdurch wird zwischen den in der Kirche versammelten und den daheim, zumal auf dem Kranken- oder im Wochenbette liegenden Gemeindegliedern ein beiderseits wohlthuender Kontakt hergestellt. Die dortigen großen Ferien benützte ich zu Besuchen bei Verwandten und Freunden (Heilbronn, Kirchheim a. Neck usw.), sowie zur Besichtigung der großen württembergischen Manöver bei Ludwigsburg, an denen neben dem Landesfürsten König Karl auch der alte Kaiser Wilhelm I, Kronprinz Friedrich und Feldmarschall Moltke teilnahmen. Zur Übung im Französischsprechen folgte ich Anno 1877 gerne und dankbar einer Einladung zu Verwandten in Genf, und in meinem darauffolgenden letzten Studentensemester gab mir Rittmeister Baron von Gilmann einen vortrefflichen Reitkurs, der mir späterhin gar wohl zu statten kam.

Nach bestandnem Konkordatsexamen wurde ich am 28. Mai 1878 durch Antistes Stockmeyer im Betssaale des Münsters ordiniert und am 14. Juli einstimmig an die aargauische Pfarrei Bözen-Effingen-Elfingen gewählt, welche, von der alten Poststraße Basel—Zürich durchquert, am westlichen Fuße des Bözberges liegt. Bis zum Jahre 1803 war bekanntlich das Fricktal österreichisch gewesen und hatte dessen oberster, östlicher Teil zum Kanton Bern gehört. Noch zu meiner Zeit pflegten ältere Leute, wenn sie von Hornussen am alten Grenzsteine (Doppeladler und Bär) vorbei das halbe Stündlein nach Bözen hinauf wanderten, zu sagen: „Mer göhnd in d'Schwiz ufe.“ Manchem noch im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts geborenen Gemeindegliede hatte ich das Leichengebet zu halten.

Die Bevölkerung lebte fast ausschließlich vom Ertrage der an den südlichen Hügelabhängen gepflanzten Weinberge und hatte an dem schweren, lehmigen Boden fast das ganze Jahr hindurch harte Arbeit zu leisten, ging doch die Rede, daß „zwei Hornusser soviel schaffen, wie drei Fricker, ein Bözener aber soviel, wie zwei Hornusser.“ Schon im strengen Winter galt es, das während des Sommers durch größere Regengüsse herabgeschwemmte zähe Erdreich in Sutten oder Kräzen auf dem Rücken den Berg hinaufzutragen und alsdann die dicken Schollen zu zerhacken, die Gräben zu vertiefen, damit im Frühling das Beschneiden der Reben rechtzeitig beginnen und die übrigen Verrichtungen, wie Säen, Erbrechen usw., ihren regelrechten Verlauf nehmen konnten. Immer war's eine „Saat auf Hoffnung“, eine Hoffnung, die durch mancherlei Umstände auch konnte fehlschlagen und zuschanden werden. So erinnere ich mich lebhaft eines klaren, kalten Himmelfahrtsmorgens, an welchem der Wärmemesser auf mehrere Grade unter Null gesunken war; da blieb die sonst auch von den Männern stets sehr gut besuchte Kirche beinahe zur Hälfte leer. Draußen aber in den Weinbergen sah man eine Menge trauriger Gestalten umherwandeln und sich zu den Rebstöcken niederbeugen, um die Größe des Schadens zu prüfen, den in der Frühe der Frost angerichtet hatte: schwarz und tot hingen allenthalben die zarten, erst hervorgesproßten Schosse herab. Tiefen Ernst malte sich auf den Gesichtern der schwer heimgesuchten Weinbauern, die sich ähnlich, wie einst Petrus am See Genesareth, sagen mußten: „Nun ist all unser Fleiß vergeblich! Wenn auch ein zweiter Saftdruck eintritt und etliche Samen erzeugt, der Herbst wird unsere Rufen nicht füllen, der Lohn unserer Arbeit bleibt aus, obschon dieselbe gleich, wie in guten Jahren, unablässig getan werden muß.“ Allein trotz dieser bitteren Erfahrung und schlimmen Aussicht wäre es niemandem eingefallen, am Dasein und Walten Gottes irre zu werden, wie dies heutzutage so vielfach und leicht hin geschieht, sondern man ergab sich, da und dort wohl nicht ohne Murren, in das herbe Geschick.

Außer Frost- und etwa auch ebenso schwerem Hagel-
schaden erwuchsen dem Weinbau gelegentlich weitere Feinde
und Verderber: Nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71
waren infolge der großen Kanonaden bei Belfort Wildschwein-
herden aus den Vogesen vertrieben worden und in die Jura-
gegenden eingedrungen. Diese gefräßigen Tiere hatten es mit
Vorliebe auf die Rebengelände abgesehen und begnügten sich
keineswegs mit dem Verschlingen der reifenden süßen Trauben,
sondern richteten durch das Aufwühlen des Bodens mit ihren
Hauern arge Verwüstungen an, weshalb das Bezirksamt
Brugg die Jäger und die Weinbauern zu gemeinsamen grö-
ßeren Treibjagden, auch gegen die nicht viel minder schädlichen
Dachse und Füchse, aufforderte. Aus jener Zeit bleibt mir ein
komisches Erlebnis in Erinnerung: Ich hatte in Elfingen Be-
suche zu machen und hernach einer abendlichen Schulpfle-
gung in Effingen beizuwohnen; der direkte Weg vom einen
Dorfe ins andere führt über eine Anhöhe. Bereits war die
Dämmerung hereingebrochen, als ich den Kamm erreichte;
mein ziemlich großer Hund ging schnüffelnd vor mir her. Da
tauchte von der entgegengesetzten Seite eine Gestalt vor mir
auf, es war ein betagter Mann, einen Krug in der Hand tra-
gend. Als er mir nahe gekommen war und mich erkannte, blieb
er mit einem Seufzer der Erleichterung vor mir stehen und be-
grüßte mich mit den Worten: „Ach, es isch numme der Herr
Pfarrer, i ha gmeint, es sei e Wildsau!“ Für die hatte er
freilich nicht meine Wenigkeit, sondern meinen Hund angesehen.
Möchte es doch in der Welt keine schwerer wiegenden, schlim-
meren Verwechslungen und Verdächtigungen geben!

Während der sonntäglichen Predigt fiel es mir nach-
gerade mehr und mehr auf, daß sich jeweilen nach dem Halb-
oder Dreiviertelschlage der Kirchturmuhre vom stets dicht-
besetzten Lettner her ein eigentümliches Geräusch „räk, räk“
hören ließ. Endlich kam ich dahinter: es war das Aufziehen
einer Taschenuhr, welche deren Besitzer zur Wochenarbeit nicht
bei sich trug, am Sonntag aber in der Kirchenstille so bequem

richten und wieder in Gang setzen konnte. Eine einmalige freundliche Bitte von der Kanzel aus am Schlusse des Gottesdienstes genügte, um das kleine Ärgernis für immer abzustellen. Man kommt ja nicht in die Kirche, um die Stunden und Minuten zu zählen, sondern um „die Zeichen der Zeit zu prüfen“ (Luk. 12, 56).

Eine Orgel besaß die Gemeinde nicht. War das Lied angezeigt, so zog der auch als Läufer, Vorsänger und Totengräber amtierende Sigrüst seine alte Stimmpfeife aus der Tasche, gab den Akkord und Anfangston an, und alsobald fiel die versammelte Menge zu vierstimmigem Choralgesange ein. Zu dessen Begleitung wurde späterhin, nach meinem Wegzuge, leider nicht eine Orgel, sondern ein großes Harmonium angeschafft. Ob hierdurch der Gemeindegesang gehoben worden ist? Allgemein sollte an dem von einem Fachkenner, dem verstorbenen Pfarrer Theod. Barth zu St. Matthäus, stets betonten und eifrig verfochtenen Grundsatz festgehalten werden: In eine Kirche gehört eine Orgel, während ein Harmonium, mag es auch noch so viele und klangvolle Register besitzen, nur in Sälen Verwendung finden darf.

Das musikalische Leben in den drei Dörfern war recht regsam; in Elfsingen hatte ich einen Töchter-, in Bözen einen Gemischten und einen Männerchor, ja schließlich noch die Blechmusik zu dirigieren, nachdem mir hierzu mein früherer Violinlehrer G. Fricker (in Basel) die nötigen Anweisungen gegeben, und der damals noch in Brugg arztende Dr. med. F. Siebenmann, später Professor der Ohrenheilkunde in Basel, die Rudimenta des Trompetenblasens beigebracht hatte. Trotz der oft rauhen Arbeit an meinen Sängern, Sängerinnen und Musikanten betrachtete ich es als ein gutes Zeichen, daß man überall den Pfarrer dabei haben wollte. Die hochgelegene und freistehende Kirche war nicht heizbar, der Aufenthalt darin bei strenger Winterszeit empfindlich kalt. Um diesem Übelstande abzuhelpen, wurde unter aktiver Mitbeteiligung sämtlicher Vereine und Zuzug solistischer Kräfte ein Kirchenkonzert veran-

staltet, das dann auch die nötigen Geldmittel zur Anschaffung eines Ofens, System Meidinger, abwarf. Um mich für den betreffenden Sonntag zu entlasten, vertrat mich auf der Kanzel ein junger Vikar; als ich etliche Tage später den oben erwähnten Sigriften fragte, ob der Redner Anklang gefunden habe, gab er mir zur Antwort: Ja, die Zuhörer hätten gesagt, es sei eine schöne, tüchtige Predigt gewesen; „weder Euse verkauft's besser“. Damit sollte offenbar zum Ausdruck gebracht werden, daß es bei der Verkündigung des Gotteswortes nicht einzig und allein auf den Inhalt ankomme, der ja freilich die Hauptsache ist, sondern auch auf den Vortrag, die Aussprache; oder wie der Franzose sagt: „c' est le son, qui fait la musique“. Dem Sigrift fiel dann auch noch die Pflicht des Heizens zu.

Einmal kam derselbe gerade anher gewandert, als ich mir in der Waschküche ein kaltes Sturzbad applizierte. Vor der geschlossenen Türe stehend erschreckte er über das platschende Rauschen des Wassers so sehr, daß er am ganzen Leibe schlotterte; seitdem er nämlich als neugeborenes Kind durch die Hebamme war gebadet worden, hatte sein Körper wohl selten mehr mit dem nassen Element ausgiebigere Bekanntschaft gemacht, sondern sich auf das tägliche Abwaschen oder Nezen der Hände und des Gesichts beschränkt. Allein trotz diesem Mangel an Hygiene und Reinlichkeit und trotz dem täglich genehmigten Schnäpslein blieb der mit träfem Mutterwitz begabte Mann geistesfrisch und erreichte ein Alter von beinahe 90 Jahren. Da mir einst in seiner Gegenwart eine betagte Bewohnerin des „Armenspittels“ — Pfundhaus wäre hierfür eine zu noble Bezeichnung gewesen — tränenden Auges in zartesten Tönen ihre Kümmernisse vorgejammert und mich angebettelt hatte, rief er mir warnend zu: „Nehmt Euch vor dieser Frau in Acht! Die kann länger fluchen, als der Herr Pfarrer predigen“.

In der hinter dem Pfarrhaus stehenden, sonst fast nur noch der Aufbewahrung des Brennholzes dienenden großen Scheune mit Stallung fanden je und je „Brüder von der Land-

straße" erwünschte Herberge auf Stroh und unter alten Bettdecken; waren sie im Dorfgasthose eingekehrt ohne das nötige Zehrgeld zu besitzen, so schickte sie der gefällige Bärenwirt prompt ins Pfarrhaus mit der Weisung: „dort könnt Ihr gratis übernachten“. Zur Vorsicht mußten sie mir freilich ihre Zündhölzchen und Taschenmesser bis zum Morgenimbis in Verwahrung übergeben. Als besonders dankbar für Azung und Nachtlager erwiesen sich je und je Weiblein aus dem Elsaß, welche, lange Säcke über die Schultern gehängt, zur Abbüßung ihrer eigenen Sünden, sowie derjenigen ihrer heimischen Auftragsgeber, zu Fuß nach Einsiedeln pilgerten; sie versäumten nicht, mir beim Abschiede das Versprechen zu hinterlassen, sie würden, am Ziele ihrer frommen Wallfahrt angelangt, auch für mich zur heiligen Jungfrau Maria, der Mutter Gottes, ein Gebet verrichten. Ob sie zu erhöhter Rasteiung Erbsen in den Schuhen trugen oder gar, wie böse Zungen behaupteten, die kleinen runden Peinerreger daheim vor dem Antritt der Reise weich gekocht hatten, untersuchte ich lieber nicht. Mit einer größeren elsässischen Pilgergesellschaft traf ich einmal, auf der Fahrt nach Brugg zu einer Sitzung, im Eisenbahnwagen zusammen; die meist jungen Leute beiderlei Geschlechts hatten sich's also bequemer gemacht, als die vorhin erwähnten Fußgängerinnen, und befanden sich denn auch, der baldigen Absolution im voraus wohl versichert, in höchst fröhlicher, ja ausgelassener Stimmung. Als der Zug in den Bözbergstunnel einfuhr, hub im spärlich erleuchteten Coupé alsbald ein lautes, fideles Johlen und Kreischen an, das mit dem frommen kultischen Reisezweck aufs krassste kontrastierte und bis zum Tunnelausgange andauerte. Beim Wiedererscheinen der Tageshelle wurde die Frage laut, wie lang etwa der Tunnel sei. Darauf gab ein mit dem Rosenkranze in der Hand zuhinterst in einer Ecke ruhig sitzendes älteres Frauelein die präzise Antwort: „Sechs Vaterunser lang, ich ha bätet“. Das Unser Vater als Längenmaß für eine Eisenbahnstrecke! Wahrlich nicht umsonst hat es schon Martin Luther einen Märtyrer

genannt! (Vergl. Ev. Matth. 6, 5—8.) Diese so verschiedenartigen Wandergäste aus unserer elsässischen Nachbarschaft rufen mir von noch früher her einen jungen Sundgauer Bauernsohn aus Michelbach ins Gedächtnis, welcher bei mehreren Familien des Spalenquartiers Tagelöhnerarbeiten in Haus und Garten zu verrichten pflegte; sein Tauf- und Rufname war Ambrosius, sein Geschlechtsname ist mir, wenn ich ihn je gekannt habe, längst entfallen. Das jeweilige Überschreiten der Landesgrenze her und hin ging ihm ohne irgendwelche Gefährde von statten. Als aber nach dem Kriegsausbruch im Sommer 1870 die große Fluchtwelle aus dem Sundgau nach Basel einsetzte (vide Basler Jahrbuch 1933 pag. 95), da packte auch ihn, den sonst unerschrockenen, handfesten Waggis die Angst vor den andringenden Preußen; in aller Eile lud er zu Michelbach die notwendigste Fahrhabe auf sein Reitwägelchen und trabte neben der verwitweten Mutter sitzend via Burgfelden der Stadt zu. Sobald der Zollposten in Sicht kam, erfolgte die mütterliche Weisung: „Seß Ambrosi, wenn mer an d' Schwizer Frontière chömme, so häusch em Bicker eini und rueffsch lüt: Vive la Suisse!“. So geschah es denn auch, und die Grenzwache ließ das ihr wohlbekannte Fuhrwerk ungehindert passieren; dasselbe fand nebst seinen Insassen für längere Zeit Unterkunft in einem Hinterhause an der damals noch recht ländlich aussehenden Schützenmattstraße. Ambrosi wurde dann freilich zur französischen Armee eingezogen und mit anderen elsässischen Schicksalsgenossen nach Lyon eskortiert; da sich aber dort niemand um das kleine deutsch sprechende Detachement kümmerte, lief er einfach davon und kehrte nach Basel zurück. Als man hier ihm nahelegte, er dürfte sich nachgerade nach einer passenden Frau umsehen, schüttelte er den Kopf mit dem Diktum: „Jo, d' Mueeter wurd mer der Charakter stelle, wenn ih an's hirote denke wott“. Er ist denn auch zeitlebens Junggeselle geblieben, leider aber ins Trinken gekommen und in seiner Heimatgemeinde Michelbach längst gestorben.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung ins obere Fric-

tal zurück. Den äußersten Zipfel meiner Gemeinde in nordöstlicher Richtung bildet das „Kästal“ mit der „Lezi“ und „Sennhütte“. In einem der wenigen dortigen Gehöfte hauste damals friedlich beisammen ein ungleiches Brüderpaar, der eine poetisch veranlagt, der andere mehr auf das Materielle bedacht; kurz und bündig charakterisierte der Volksmund die beiden mit dem Epitheton: „Der Eint dichtet und der Ander trachtet“. — Aus dem obersten Hause daselbst besuchte trotz dem weiten Weg und bei jeder Witterung unfehlbar den Konfirmandenunterricht ein Knabe, der zu den schwächstbegabten Schülern gehörte, die ich je gehabt habe. Ich durfte ihm nur die allerleichtesten Fragen stellen; aber sein Eifer war groß und er lernte seine Aufgaben gewissenhaft. Zu meiner Verwunderung vernahm ich später, er, der von seinen Kameraden oft gehänfelte schüchterne Jüngling, sei einer der besten Schützen im weiten Umkreise geworden. So kann auch ein kleines, bescheidenes Lichtlein, wenn es an den richtigen Platz gestellt wird, doch noch ein wenig Heiterkeit verbreiten! Im Kästal wohnte ferner eine nicht mehr in der ersten Blüte der Jahre stehende Jungfrau, welche mich nach jeder von ihr regelmäßig besuchten Sonntagspredigt mit einem längeren brieflichen Echo zu beglücken pflegte; dasselbe lautete, wenn ich auf der Kanzel von Angemach oder Entsagung geredet hatte, entmutigt und bedrückt, eine Mahnung zur Geduld und Vertröstung auf die Zukunft involvierend; war jedoch der Text auf Hoffnung und Liebe gestimmt gewesen, so entlockte dies der Schreiberin frohe, freudige Herzensergüsse, wobei Gesangbuchverse zum Ausdruck irdischer Gefühle herhalten bezw. sich in fast blasphemischer Weise mißbrauchen lassen mußten. Um mich diesen Belästigungen zu entziehen, sah ich mich genötigt, weitere derartige an der Handschrift der Adresse leicht erkennbare Postsendungen ungeöffnet zu refusieren. Zur Entschuldigung der Briefstellerin sei beigefügt, daß dieselbe bald darauf als Patientin in die Irrenanstalt eintreten und darin längere Zeit verbleiben mußte.

In lebhafter Erinnerung steht mir noch der alte blinde H. von Elfingen: schon in frühester Kindheit des Augenlichtes gänzlich beraubt war er durch gütige Vermittlung und Verwendung des damaligen Ortspfarrers Böglin in eine Blindenanstalt aufgenommen worden, um daselbst das Strohflechten, sowie die Anfertigung von Hausschuhen aus Tuchenden zu erlernen und damit alsdann seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Hatte er einen ordentlichen Vorrat von „Schaubdecken (Türvorlagen) und Endefinken“ zustande gebracht, so hingte er denselben über die Schultern und wanderte anfänglich unter menschlicher Führung, später nur mit dem Stecken in der Hand und von einem Hündlein begleitet, durch das Frichtal hinab nach Basel zum Verkaufe seiner selbstverfertigten Waren. Als ich eines Winterabends an seinem etwas abseits gelegenen Häuschen vorbei kam und darin kein Licht brennen sah, fragte ich laut, ob denn niemand daheim sei, erhielt aber alsbald die Antwort: „Woll woll, Herr Pfarrer, ich bin an der Arbet“. H. hatte mich an der Stimme erkannt, saß richtig in der finsternen Stube am Tisch und sortierte Tuchenden, die schwarzen und die grauen je auf ein Häuflein legend. Wie sein Gehör, so hatte sich auch sein Tastsinn so verschärft und verfeinert, daß seine Finger den Unterschied zwischen dem rauheren schwarzen und dem weicheren grauen Stoffe mit Sicherheit verspürten. Ein anderes Mal schälte und schnezelte er in der finsternen Küche Kartoffeln, um sie für das Nachtessen zu rüsten; das Kochen mußte er freilich seiner Gattin überlassen, mit welcher er leider nicht auf dem besten Fuße lebte. Hatte er mit ihr einen Span auszufechten, so postierte er sich zur Essenszeit an die Zimmertüre, und sobald diese aufging, hieb er „blindlings“ drauf los, weil sich die mit den Schüsseln und Tellern beladene Person dann nicht wehren konnte. Der „Zufall“ wollte es, daß die beiden oft so feindlichen Eheleute innert acht Tagen nacheinander aus dem Leben schieden. „Wie gut“, sagte man im Dorfe, „daß zwischen die zwei Beerdigungen noch eine dritte gefallen war, so daß Mann und Frau im Kirchhofe nicht unmittelbar

nebeneinander zu liegen kamen, sonst hätten sie sich noch im Grabe gezankt!“ Bald darauf führte der einzige Sohn eine junge Gattin ins verwaiste Heimwesen; allein kaum vierzehn Tage nach der Hochzeit, also noch völlig in den Flitterwochen, erschien die Frau im Pfarrhause unter Tränen und mit schweren Anklagen gegen ihren Mann: er hänge ihr die größten Schimpfwörter an, habe sie schon gepufft und geschlagen. „Der Väter Sünden . . .!“

Meine erste Wahl in die aargauische Kirchensynode mußte von der Regierung (Landammann Augustin Keller) kassiert werden, weil ich das laut Gesetz zur Wählbarkeit erforderliche Alter, 24 Jahre, noch nicht erreicht hatte, ein Hindernis, welches bei der bald hernach erfolgenden Gesamterneuerungswahl glücklich überwunden war, so daß ich alsdann den schönen Ritt über die Staffelegg nach Aarau zur ersten Sitzung unternehmen konnte; herrlich ist dort oben auf der Wasserscheide der Ausblick über das Aaretal bis hinan zu den schneebedeckten Gipfeln der Alpen.

Als Zeichen einer da und dort noch herrschenden Begriffsverwirrung sei hier folgendes eingeschaltet: In einer ländlichen Versammlung für die bevorstehenden Großratswahlen wurde als Kandidat ein begüiteter Mann vorgeschlagen, hiegegen jedoch eingewendet, er wäre zwar schon recht, „weder er glaubt nüt“. Man ließ die Kandidatur fallen, war aber der Ansicht, man sei dem angesehenen Dorfmagistraten doch eine Ehrung schuldig und wählte ihn bei nächster Gelegenheit — in die Synode; kirchliche Würde als Tröstung und Ersatz für religiös-politische Anzulänglichkeit!

An einem hellen, warmen Sonntagnachmittag erwartete und erhielt ich den mir zuvor angesagten Besuch dreier Freunde von Basel, eines Ingenieurs und zweier Juristen. Da erschien nach zweistündiger Wanderung von seinem Heimatdorfe Gansingen her als vierter schweißtriefend ein katholischer Theologe, welcher zwei Jahre früher mit mir zu Tübingen studiert und der dortigen akademischen Schweizergesellschaft angehört hatte.

Er sollte sich am folgenden Tage in Ararau zum Staatsexamen stellen und hatte sich als erste Etappe auf dem Wege dorthin mein Pfarrhaus zum Nachtquartier ausersehen. Es gab nun daselbst bei Landwein und Tabakrauch einen recht fröhlichen Abendhoß bis gegen Mitternacht. Montag morgens in aller Frühe strebte mein „Stiefbruder“ getrost seinem Ziele entgegen, war er doch bei dem damals in beiden Konfessionen herrschenden Theologenmangel der einzige Kandidat und wußte, daß die Prüfung darum nicht allzu rigoros ausfallen werde. Er hat sie denn auch bestanden, hernach ein Jahr im Priesterseminar Luzern zugebracht und mich dann zu seiner Primiz (erste Messfeier) in Gansingen eingeladen, welcher ich jedoch, weil an einem Sonntagmorgen, nicht beiwohnen konnte. Nach mehreren in der Pfarrei Leibstadt, wo ich ihn einmal zu Pferde besuchte, zugebrachten Dienstjahren wurde er als Kaplan zu Gebenstorf mein Amtsnachbar und Kollege zu Königsfelden, vermochte es aber bedauerlicherweise nicht mehr, sich über die konfessionelle Schranke hinwegzudenken und zu freiem, herzlichem Freundschäftsverkehr den alten richtigen Ton zu finden; dem ehemaligen „Ritter von der Gemütlichkeit“ stak von Luzern her allzu tief in der Seele das verhängnisvolle Dogma: „extra ecclesiam (scil. catholicam romanam) nulla salus“, außerhalb der (römisch katholischen) Kirche gibt es kein Heil. Zu einer Beerdigung hatte er in meinem Studierzimmer sein weißes Chorhemd angezogen, und da es regnete, hielt ich am offenen Grabe während seines Leichengebetes meinen aufgespannten Regenschirm über ihn. Als Gegenleistung hat er daraufhin ein von mir getauftes Kind aus gemischter Ehe, entgegen der bezüglichen Verordnung des Tridentinums, aber unter Hinweis auf einen neuerlichen Erlaß des Papstes Leo XIII, hinter meinem Rücken „umgetauft“ und nach meiner späteren Verheiratung die Anrede „Frau Pfarrer“ nicht über die Lippen bringen können, sondern meine Gattin nie anders, denn als „Madame“ tituliert, wobei freilich eine ihm von Hause aus anhaftende bäuerliche Schwerfälligkeit mochte mit im Spiele

gewesen sein. „De mortuis nil nisi bene“; er hat das Zeitliche längst gesegnet und ist wohl jenseits desselben zu weitherzigerer, toleranter Anschauung hindurchgedrungen; er ruhe in Frieden!

Sonst konnte ich in meiner ersten Gemeinde mit den benachbarten katholischen Geistlichen freundlichen Verkehr pflegen, nachdem mir, kaum installiert, zwei derselben, obschon erheblich älter als ich, persönlich ihren Willkommengruß gebracht hatten. Der eine kam späterhin als residierender Domherr an den bischöflichen Hof zu Solothurn, was ihn aber nicht davon abhielt, auch als solcher noch das evangelische Pfarrhaus, darein ich inzwischen umgezogen war, kurz vor seinem Hinschiede mit seinem Besuche zu bedenken. Der andere erreichte als Dekan zu Aarau ein außerordentlich hohes Alter und blieb mir bis an sein Ende dankbar dafür, daß ich bei einer Feuerbrunst in seiner früheren fricktalischen Gemeinde Zeichen zur Löscharbeit der Bözener Spritzenmannschaft mit Hand angelegt hatte. — Ein etwas anders gearteter Typus, mehr jovialer Natur, war der damalige Pfarrherr zu Herznach. In Hornussen verbürgert und aufwachsend hatte er, von seinen Eltern zum Priesterstande bestimmt, aber geistig nicht gerade hervorragend begabt, als Knabe die auch aus dem reformierten Kantonsteile frequentierte Bezirksschule in Frick besucht und war von seinen Kameraden unterwegs oft gesoppt worden: „Aus dir wird kein Pfarrer, du könntest ja niemals predigen“. Darauf erfolgte prompt die Antwort: „aber ‚dieses‘ kann ich, und das ist bei uns die Hauptsache“. Er meinte damit das Zeremonielle des katholischen Kultus, den Altardienst, die Intonierung der Messengesänge usw. Als er später wirklich sein Studium mit Erfolg abgeschlossen, somit das ihm gesteckte Ziel dennoch erreicht, die geistliche Weihe empfangen hatte und von der ansehnlichen Gemeinde Herznach zum Pfarrer gewählt worden war, mußte er sich über die Mangelhaftigkeit bezw. Einseitigkeit seiner Qualifikation dadurch hinwegzuhelfen, daß er je und je zu der Bibliothek seines reformierten Nachbar-

kollegen in Densbüren seine Zuflucht nahm und diesem etwa sagte: „Gerok habe ich jetzt durchgepredigt; leihen sie mir bitte etwas anderes“. Ähnliches ist einmal dem bekannten württembergischen Hofprediger, Prälaten und Dichter, dem „schwäbischen Chrysostomus“ selbst begegnet: Ein katholischer Geistlicher hatte in seiner Gemeinde mit einer dort gehaltenen Gerokpredigt derart furore gemacht, daß man allgemein verlangte, er möge dieselbe drucken lassen. In seiner nicht geringen Verlegenheit wandte er sich brieflich an den von ihm benötigten Verfasser und erhielt von diesem ohne weiteres die Befugnis zur Drucklegung und Herausgabe jener Predigt unter seinem, des Priesters, Namen. — Den vorhin erwähnten Pfarrer zu Herznach besuchte ich einmal zur Frühlingszeit; im Laufe des Gespräches teilte er mir mit, am Osterfeste habe die dortige, übrigens zahlreiche und gut instruierte Musikgesellschaft beim feierlichen Hochamte in der Kirche die Ouvertüre zu Rossinis Oper „Wilhelm Tell“ gespielt und zwar zum allgemeinen Wohlgefallen der Gemeinde. Meinem hohen Erstaunen über die kirchlich-rituelle Verwendung dieses zwar prächtigen, aber so ganz und gar weltlich klingenden Glanzstückes, zumal am heiligen Ostertage, begegnete der würdige Pfarrherr mit dem Diktum: „Das macht bei uns nichts, wenn's nur schön ist“. Ein Erlebnis gleicher Art erzählte mir der längst verstorbene als Tenor und speziell als ideoler Evangelist in den J. S. Bach-Passionen einst hochgeschätzte Basler cand. theol. und Gesanglehrer Gotthold Eglinger: Während eines Sommerferienaufenthaltes in Beckenried wurde er ersucht, den Sonntagsgottesdienst in der Kirche durch eine Gesangseinlage zu verschönern. Bereitwillig sagte er zu und sang am nächsten Sonntag auf der Empore von der Orgel begleitet zur Messe: Beethovens „Adeleide!“, „Die hiederen Nidwaldner“, sagte er mir lachend, „werden dabei wohl an irgend eine Heilige dieses Namens gedacht haben“.

An einem sonnigen Sommertage im Juli 1881 hatte ich im katholischen Laufenburg eine Doppeltrauung einzusegnen:

zwei evangelische Bezirksschulrektoren (der eine in Brugg) mit ihren katholischen Bräuten. Der hochbetagte Stadtpfarrer stellte entgegenkommend die Kirche zur Verfügung, war mir in der Sakristei beim Anziehen meines Ornatens behilflich und wohnte der Feier im dicht besetzten Gotteshause bei. Während der Handlung vor dem Hochaltare sang auf der Orgelempore der katholische Kirchenchor das hübsche Silcher'sche, freilich keineswegs „kirchliche“ Liedlein: „Ach du klarblauer Himmel . . . und wir küßten uns beid' und wir sangen vor Lust usw.“. Unser leider so früh verschiedene Basler Kapellmeister Dr. Hermann Suter, dessen Vater in Laufenburg Lehrer gewesen war, sagte mir später einmal, er erinnere sich noch lebhaft an jenes Hochzeitsfest, da er als damaliger Schüler und Chorknabe auf dem Lettner mitgesungen habe.

Auch protestantischerseits können ja musikalische Entgleisungen vorkommen: wie oft schon hat bei Pfarr-Installationen oder an hohen Festtagen in dicht besetzter Kirche ein Männerchor das an und für sich ganz schöne Uhland-Kreuzer'sche Schäfers Sonntagslied angestimmt: „Das ist der Tag des Herrn! Ich bin allein auf weiter Flur“, so z. B. am letzten Betttag (1932) im Basler Münster. Schlimmeres erlebte ich einmal in Windisch: während der Austeilung des Abendmahls vernahm ich mit Schrecken von der Orgel her die Klänge des Baals-priesterchores aus Mendelssohns „Elias“. Nach vorheriger Verwendung des bekannten Terzettes „Hebe deine Augen auf“ war der Klavierauszug auf dem Spieltische liegen geblieben, und der darin blätternde Organist, ohne auf die Textworte zu achten, intonierte arglos: „Baal erhöre uns usw.“. Glücklicherweise befand sich unter den Zuhörern kaum jemand, der das heidnische Flehen als solches erkannt und sich daran hätte stoßen können.

Die milde, tolerante Sinnesweise zumal der älteren Geistlichen von jenseits der konfessionellen Schranken war ohne Zweifel eine Nachwirkung des von Konstanz her wehenden Wessenberg'schen Geistes. Ich bekam sie weiterhin angenehm zu spüren, als ich auf Anregung des aargauischen protestantisch-kirchlichen

Hilfsvereins die im Umkreis unter Katholiken zerstreut wohnenden Reformierten im Mai 1881 zu einer ersten Versammlung und Besprechung nach Frick einlud. Einstimmig gelangte der Wunsch nach regelmäßiger Bedienung mit Predigt und Jugendunterricht zum Ausdruck. Die Schulpflege Frick stellte unentgeltlich ein Klassenzimmer des Bezirksschulhauses, das Pfarramt ein altes Lesepult aus der Sakristei als Kanzel zur Verfügung, von Basel kam schenkweise ein neues Harmonium, das jeweilen von einem katholischen Lehrer ebenfalls ohne Entgelt gespielt wurde. Der Gottesdienst, zu dem mich je am ersten Sonntage des Monats und an den hohen Feiertagen ein Fabrikant in seinem Chaischen abholte, wurde, sowie auch die Wochenkinderlehre, recht fleißig besucht. Die anfangs kleine Genossenschaft entwickelte sich erfreulicherweise in stetem Wachstum; es kam unter Zuwendung einer halben Reformationskollekte zum Bau und am 3. Juli 1910 zur Einweihung der auf der Anhöhe nahe beim Bahnhof schön stehenden Kirche. Als ich darin am 3. Mai 1931 zum 50jährigen Jubiläum eine Ansprache zu halten hatte, betrug die Mitgliederzahl der Gemeinde rund 1000; ein Pfarrhaus und einen eigenen Pfarrer besaß dieselbe schon seit etlichen Jahren.

Mit der Kirchengemeinde Bözen verband mich bis vor kurzem außer den obigen und manchen persönlichen Erinnerungen offiziell nur noch die Zugehörigkeit zur Meyer'schen Erziehungsanstalt Effingen: im Jahre 1867 durch freiwillige Vergabung der in Brugg verstorbenen Witwe Meyer-Siegrist gestiftet, dient sie dem Zwecke, verwaisste oder verwahrloste Knaben durch christliche Zucht in Ernst und Liebe, sowie durch Schulunterricht und tägliche Arbeit im Hause, in der Bastelwerkstätte, auf dem Felde und in den Rebbergen auf gute Wege zu führen. Das ausgedehnte Anstaltsareal umfaßt das ehemalige Besitztum der aus Effingen stammenden, später nach Aarau übersiedelten Familie Herzog. Deren einstiges Haupt, der Staatsmann und Oberst J. Herzog, hatte sich während eines Aufenthaltes in Frankreich als „Duc d'Effingue“ unter-

zeichnet, wurde aber deswegen bei der Gründung des Kantons Aargau anno 1803 durch Napoleon I aus der Großratsliste gestrichen, weil dieselbe keine hochadeligen oder gar fürstlichen Nominationen enthalten sollte. Sein Neffe, der für die Grenzbesetzung 1870/71 an die Spitze der eidgenössischen Armee gestellte General Hans Herzog, damals der populärste Mann im ganzen Schweizerlande, ist dem Großteil der heutigen Generation wohl kaum noch dem Namen nach bekannt: „sic transit . .“.

Leider wurde beim Ankaufe des Gutes das gesamte Stiftungskapital, 100 000.— Fr., in die Liegenschaft samt Gebäulichkeiten investiert, so daß für den Betrieb keine verfügbaren Mittel übrig blieben, und alsbald erhebliche Hypotheken mußten aufgenommen werden. Trotzdem hat sich die von tüchtigen Hauseltern geleitete und weithin geschätzte Anstalt mit ihren jeweiligen zirka 35 Zöglingen (u. a. auch aus Basel) dank mancherlei Vergabungen und Kollekten nunmehr 66 Jahre lang über Wasser halten können und in aller Stille an zahlreichen jungen Herzen ihr Werk getan. Unter andern beherbergte sie die zwei Söhne des Scharfrichters Mengis von Rheinfelden; als dieser zur Hinrichtung des Mörders Gatti in Luzern aufgeboten worden war, stellte er an die Direktion das Ansuchen, daß ihn seine zwei Sprößlinge dorthin begleiten dürften, wie seiner Zeit auch er als Knabe seinen Vater zum blutigen Handwerk habe begleiten müssen. Wir lehnten jedoch das Gesuch ab, und Gatti wurde bekanntlich in letzter Instanz vom Großen Räte begnadigt. Anlässlich einer Badekur anno 1917 in Rheinfelden besuchte ich den im dortigen bürgerlichen Altersasyl versorgten Greis; er zeigte mir mit Stolz die Photographien seiner inzwischen zu tüchtigen Männern herangewachsenen Söhne. Der Asyldorfsleiter aber sagte mir, er habe Mengis für die Nächte aus dem Schlaffaale isolieren müssen, weil der alte Scharfrichter im Traume die von ihm Enthaupteten unter den Betten hervor kriechen sehe und alsdann die Ruhe seiner Genossen beeinträchtige. Aus der Direktion Effingen bin ich nach beinahe 52jähriger Mitgliedschaft anno 1931 zurückgetreten,

nicht ohne ein Gefühl der Wehmut darüber, hierdurch gänzlich dem lieben Aargau enteignet zu sein.

Zwischen dem Fricktal und dem Lauf der Aare erhebt sich bekanntlich der breite Rücken des Bözberges, über welchen vor dem Bau der Eisenbahn (erste Hälfte der 1870er Jahre) der große Postverkehr von Basel nach Zürich und umgekehrt sich abwickelte. Auf der höchstgelegenen Wechselstation, dem Stalden, sollen zur Mittagszeit oft hundert und mehr Pferde gestanden haben, welche den zahlreichen Fuhrwerken, Kutschen und Lastwagen, von beiden Seiten her, als Vorspann gedient hatten; mit der Tunnel-Eröffnung verödete die Strecke. Heutzutage sorgt dagegen die gewaltige Automobilraserei reichlichst für Ersatz der früheren Frequenz. Zehn Minuten weiter gegen Osten führt die Landstraße unter den „vier Linden“ vorbei. Hier öffnet sich dem Auge des Wanderers ähnlich, wie auf der oben erwähnten Staffelegg, nur noch freier und umfassender, der prächtige Ausblick auf das Aaretal mit seinen Wiesen und Wäldern, Dörfern, Kirchen und Burgen bis zu den Schneebergen der Ostschweiz, der Zentralalpen und des Berner Oberlandes; wie oft habe ich mich auf dem Wege nach oder von Brugg, bei Sonnen- oder Mondschein, daran erquickt, bewundernd auf das silberne Band des durch die Fluren sich windenden Flusses herniedergeschaut! — Als vor mehr denn hundert Jahren, nach den Befreiungskriegen, der österreichische Kaiser Franz I. mit seinem Gefolge auf der Rückreise aus Paris nach Wien dort oben vorbei ritt, machte man ihn auf das direkt gegenüberstehende, den Wülpeisberg krönende Stammschloß, die Habsburg, aufmerksam; die Gegenäußerung der Majestät lautete kurz: „Haben's klein ang'fangen“. — Dort hinüber sollte ich aus dem stillen Juratale, völlig unvermutet, zu weiterer Berufstätigkeit veretzt werden.

2. Windisch-Rönnigsfelden.

1½ Jahre nach Ablehnung der einstimmigen Wahl an die kleinere Gemeinde Umiken wählte mich, ohne vorherige

Anfrage, am 23. Juli 1882 die aus fünf Ortschaften bestehende Kirchgemeinde Windisch, die größte des Bezirks Brugg, zu ihrem Pfarrer. Der Umzug im Oktober, nicht ohne herben Abschied, ging über den Bözberg am sogenannten, in Wirklichkeit aus dem Mittelalter stammenden „Römerturm“ vorbei an den Strand der weiter unten zusammenströmenden Aare und Reuß. Windisch, auf und aus den Trümmern der ehemaligen keltischen Siedelung und römischen Garnisonsstadt Vindonissa erbaut, im frühen Mittelalter christlicher Bischofssitz (später nach Konstanz verlegt), bildete mit seinen vier zugewandten Dörfern Hausen, Mülligen, Habsburg und Altenburg einen ausgedehnten Komplex, von dem das letztgenannte zu Beginn des 20. Jahrhunderts losgetrennt und dem Banne von Brugg einverleibt wurde. Hier sollte ich nun während mehr als zwei Dezennien das Evangelium verkünden; den ersten Winter über, bis Mai 1883, verblieb mir daneben noch von Bözen her die Pastoration der Diaspora Friedl. Die in erheblicher Anzahl auswärts heimatberechtigte Einwohnerschaft meines neuen Wirkungsfeldes lag teils dem Landbau, teils der Fabrikarbeit ob (Baumwollspinnereien Heinrich Kunz, einst „Spinnerkönig in Europa“). Die Löhne für letztere waren äußerst niedrig, im Durchschnitt 1.50 Fr. pro Tag bei 11 stündiger Dauer, Vormittags 6—12, Nachmittags 1—6 Uhr, Akkordarbeiter stellten sich etwas höher. An Wohlfahrtseinrichtungen fehlte es gänzlich; bezügliche Vorschläge meinerseits fanden maßgebenden Ortes d. h. vom Zentralsitz in Zürich aus schroffe Ablehnung. Trotz dem prekären Auskommen gelang es einzelnen Familien, wenn die herangewachsenen Söhne und Töchter unter sich und mit den Eltern zusammenhielten, nach und nach Ersparnisse zu machen und gelegentlich ein Grundstück zu erwerben, bezw. ein schon in ihrem Besitz befindliches durch Zukauf zu vergrößern; das war ein sozial und nationalökonomisch überaus gesundes Zusammenwirken von Industrie und Landwirtschaft. Freilich so lange die Kinder noch klein waren, und zumal wenn Krankheit den Verdienst schmälerte, klopften

alsbald Not und Sorge an die Türe; da galt es für den Pfarrer, sich mit den bezüglichlichen kommunalen, kantonalen und ausländischen Armenbehörden der Bürger und Niedergelassenen persönlich oder brieflich in Verbindung zu setzen, um die notwendigsten Geldspenden zu erlangen, und gar oft fielen dieselben trotz mehrmaligem dringlichem Schreiben spärlich genug aus. Zu dieser umfangreichen Korrespondenz mußten bei dem sonst schon reichlich ausgefüllten Tagesprogramm (Unterricht, Kranken- und Schulbesuche usw.) Sommers und Winters vornehmlich die Frühstunden von fünf Uhr an, nach kurzem Bade im Brunnentroge vor dem Hause, herhalten. Der Konfirmandenunterricht war für die bessere Jahreszeit d. h. von Ostern bis in den Herbst, je zwei Mal per Woche, auf morgens 6 bis 8 Uhr angesetzt, weshalb die in den Außenortschaften wohnenden Schüler, um rechtzeitig einzutreffen, daheim schon um 5, bezw. 5½ Uhr aufbrechen mußten; nur im Winterhalbjahr begann der Unterricht mangels an Lokalbeleuchtung erst um 8 Uhr. Auch Trauungen wurden mit Vorliebe auf den frühen Morgen verlegt, damit die jungen Ehepaare ihre meist bloß 1—3 tägige (Freitag bis Sonntag) Hochzeitsreise in einem der zirka 7 Uhr am nahen Bahnhofe Brugg sich kreuzenden Züge antreten konnten. Mehrmals mußte ich deshalb vor Tagesanbruch meine Petroleumlampe aus dem Studierzimmer in die damals noch nicht elektrisch beleuchtete Kirche mit hinübernehmen; auch sah sich die Kirchenpflege zu dem Beschlusse veranlaßt, es dürfe zu Trauungen vor 6 Uhr nicht geläutet werden, war doch kurz zuvor durch den gar so frühen Klang unserer Glocken die Löschmannschaft der Nachbargemeinde Gebenstorf jenseits der Reuß aus dem Schlafe geschreckt und in Vermutung eines Brandausbruches zur Bereitstellung ihrer Feuerspritze verleitet worden. Ein wirkliches Schadenfeuer ereignete sich im April 1885; ihm fielen 17 noch mit Stroh bedeckte Wohnhäuser und Scheunen des Dorfes Mülligen zum Opfer. Nach altem, aus der Bernerzeit stammendem Brauche (vergl. Jeremias Gotthelf) lag es dem Pfarrer ob, an die von allen

Seiten herbeigeeilten Feuerwehren, zu denen sich auch die Genietruppen aus der Brugger Kaserne gesellten, nach vollbrachtem Rettungswerte die Abdankungsrede zu halten, und etliche Tage hernach feierten wir auf der öden Brand- und Trümmerstätte einen Trauergottesdienst. Da saßen trüben Angesichtes rings umher die Männlein und Weiblein auf den halbverkohnten Balken, „auf dem Grabe ihrer Habe“; weinerlich rührend ertönte der Gesang „Befiehl du deine Wege“, und kaum ein Auge blieb trocken. Leider hatten nur wenige der Brandbeschädigten ihre Fahrhabe versichert, gerade die ärmeren nicht; aber ein Aufruf in den Zeitungen blieb nicht ohne Erfolg: zahlreiche größere und kleinere Geld- und Naturalgaben, auch aus Basel, flossen im Pfarrhause zusammen, so daß dessen Tenne bald einem Kleider- und Trödlermagazin gleich sah. Die Verteilung der Liebespenden ging nicht ohne Schwierigkeiten und Eifersüchteleien vor sich, konnten oder wollten doch die Begüterten nur schwer, ja gar nicht begreifen, daß und warum sie weniger empfiengen als die Bedürftigen und Armen, „da sie ja mehr verloren hätten, als diese“. Man bedrohte das unter bezirksamtlicher Fürsorge bestellte und gewissenhaft waltende Hilfskomitee sogar mit einer Prozeßklage, bis schließlich auf unser Ansuchen hin die hohe Regierung in Larau den von uns angewandten Modus billigte und damit allem Streit das Ziel setzte.

Am einem wunderschönen Sonntagmorgen im Monat Mai, als ich im Ornat zur Kirche ging, strömten gerade noch die letzten Besucher aus derselben heraus: „Herr Pfarrer, es brennt!“. Das Zusammenläuten war zum Feuer signal geworden, im Oberdorf vis-a-vis dem Gasthof zur Sonne stand ein Haus in Flammen, und eine gewaltige Rauchsäule schlug zum blauen Himmel empor. Nach der Taufe eines Kindleins im entleerten Gotteshause kleidete ich mich rasch um und eilte zur Brandstätte, um „der Hände lange Kette“ formieren und etwelche Ordnung in das „Fliegen der Eimer“ bringen zu helfen. Bald war der Brand gelöscht, die Gefahr für das

Nachbarhaus beseitigt, und auf der mit Steinplatten belegten Gartenmauer hielt ich die Abdankungsansprache anstatt auf der Kanzel die Predigt, welche dort acht Tage hernach ihre Verwendung fand.

Gegen ein anderes „Feuer“ hatte ich mich im Herbst 1886 zu wehren: das Basler Kadettenkorps, dem ich einst als Knabe fünf Jahre lang angehört hatte, machte seinen zweitägigen Ausmarsch über den Bözberg und bezog Samstag den 11. September Nachtquartier in Brugg. Um alte Bekannte zu grüßen, spazierte ich abends ins Städtchen und machte den verdienten und von mir stets hochgeschätzten Leiter, Oberst Trueb, darauf aufmerksam, daß morgen im Aargau „heiliger Sonntag“ d. h. Kommunionstag sei; man möge deshalb für das ins Reusstal geplante Hauptmanöver auf die gottesdienstliche Stunde 8½ Uhr gebührend Rücksicht nehmen. Darauf erhielt ich zu meiner Beruhigung die bestimmte Zusage: „Wenn Sie morgen auf der Kanzel stehen, dann sind wir schon weit über Windisch und Birmenstorf hinaus“. In der nebligen Sonntagsfrühe jedoch blieb außer den Glockenzeichen alles unheimlich stille, man vernahm weder Kommandorufe, noch Trommelklang und Marschritte der jungen Soldaten. Allein präzis 8½ Uhr, mit dem Beginn des Zusammenläutens, ertönte vom hohen Reusufer her, unweit des Kirchhügels der erste Kanonenschuß, dem Schlag auf Schlag, Salve um Salve folgte. Unter den Kirchengängern und allenthalben im Dorfe herrschte große Entrüstung über die durch meine Landsleute begangene brutale Verletzung der altgeheiligten kirchlichen Festtagsitte. Zum Proteste dagegen schrieb ich in die damals zu Basel erscheinende Allgemeine Schweizerzeitung einen zwar höflichen, aber geharnischten „offenen Brief“ an die Kadetten-Kommission, welcher alsdann in diversen Blättern der deutschen und welschen Schweiz, auch in der katholischen Presse, ein lebhaftes Echo erweckte.

Im gleichen Jahre 1886 wurde die Gemeinde von einer Typhus-Epidemie heimgesucht, deren Ausbruch man der bald

zwei Jahrtausende alten, jetzt noch u. a. auch den Pfarrhausbrunnen speisenden, aber defekt und unreinlich gewordenen römischen Wasserleitung (vom Birrfelde her) zuschrieb. Meine damals besonders häufigen Krankenbesuche galten u. a. einer groß und stark gewachsenen Schülerin; als mich deren Mutter eines Morgens auf ihr Haus zu schreiten sah, empfing sie mich mit der Anrede: „Jetzt kömmt er mir grad recht, Herr Pfarrer, er söttet mer helfe s' Anni us der Badwanne lüpfle, ich vermag's alleige nit“. Mit junggesellenhafter Scheu mußte ich wohl oder übel der ungewohnten Aufforderung Folge leisten. — Vom Predigtstudium holte man mich eines Samstags zu einer 80-jährigen in Dürrenäsch verbürgerten Witwe. Als ich an ihr Krankenbett trat, schlug sie die Decke zurück und zeigte mir ihre geschwellenen Beine mit den Worten: „Aber jez, Herr Pfarrer, müend er mer en famöse Brief uf Aesch ue mache; we me fettige Bei het, dörfe sie eim wohl öppe 20 Fränkli spendiere!“. Zugleich forderte sie mich auf, ihrer sie pflegenden 17jährigen Enkelin gehörig „das Zyt auszuputzen“, weil dieselbe aus purer Hoffahrt nach einem Korset Verlangen trage. Heimgekehrt wurde ich jedoch von meiner Mutter darüber belehrt, daß dieses Verlangen durchaus berechtigt und keineswegs bloß der Eitelkeit entsprungen sei.

Noch im selbigen Sommer waren in einer herumziehenden vielköpfigen Kesselflickerfamilie die schwarzen Blattern ausgebrochen; der Gemeinderat mußte ihr laut bezirksamtlichem Erlaß auf freiem Felde eine Bretterhütte errichten lassen und die täglichen Mahlzeiten dort hinaus liefern; Undank und freches Geschimpfe von Seite der „verschlechten“ Sippschaft war der gespendeten Wohlthat Lohn. Zwei Kinder erlagen bald nacheinander der schrecklichen Seuche und wurden zur Verhütung der Ansteckungsgefahr jeweilen in mittlernächtlicher Stunde auf dem Friedhofe bestattet mit Leichengebet aus einiger Entfernung. Ähnlich wurde verfahren, als etliche Jahre später ein aus Württemberg polizeilich eingelieferter Irfsinniger dieselbe Krankheit in die Anstalt Königsfelden eingeschleppt

und vor seinem baldigen Tode eine Anzahl Patienten infiziert hatte. Das ganze Personal und sämtliche Pfleglinge wurden geimpft. Ein junger Assistenzarzt, nachheriger Direktor der schweizerischen Anstalt Rütli für Epileptische in Zürich, ein Wärter und eine Wärterin anerbieten sich freiwillig zum Dienste in der ad hoc erstellten Isolierbarake, und allabendlich ging der Inhalt der dort gebrauchten Strohsäcke in Flammen auf, bis endlich der böse Gast sich definitiv verabschiedet hatte. Die genannten drei Hilfskräfte blieben verschont.

Die schwere Influenzazeit im Winter 1889/90 forderte, wie später diejenige im Sommer und Herbst 1918, zu Stadt und Land unter Alt und Jung zahlreiche Opfer; selbst am Samstagmorgen wurde ich aus dem Predigtstudium zu Kranken und Sterbenden gerufen. In seiner armseligen Behausung traf ich ein mit Fieber das gemeinsame zweischläfrige Bett hütendes Ehepaar, er, seines Zeichens Maurer, 70, sie 83 Jahre alt. Beide ergingen sich in Klagen darüber, daß ihre einzige Tochter schon Heiratsgedanken hege, während sie es daheim doch so gut habe und noch so jung sei, nämlich „erst“ 43jährig; ich solle ihr gehörig zusprechen und die dummen Flausen austreiben! Als ich das nächste Mal wiederkam, trug der Mann unter dem beide bedeckenden weißen Leintuche, wie ich mit Schrecken bemerkte, sein schwarzes Festgewand; er hatte in der Nacht zuvor das Zeitliche gesegnet und war nach üblichem Brauche unter Beihilfe der Hebamme gleich zur Beerdigung eingekleidet, jedoch an seinem bisherigen gewohnten Plaze neben der Gattin belassen worden! Nicht wenig entrüstet gab ich meiner Verwunderung hierüber Ausdruck, erhielt aber von der trauernden Witwe die Antwort, er habe ihr zeitlebens immer „gefolgt“, und deshalb hätte sie es nicht zugeben wollen, daß man ihn, den Leichnam, in die kalte Hinterkammer hinaus trage, was ich dann freilich anzuordnen mir erlaubte. Steckte aber in dieser flagranten Sanitätspolizeiwidrigkeit und unfreiwilligen Komik nicht dennoch ein rührendes Zeichen treuherziger ehelicher Anhänglichkeit und Pietät? Nachdem bald darauf

auch die hochbetagte Frau gestorben war, stellte es sich heraus, daß der gering eingeschätzte Flickmaurer außer seinem alten, haufällig aussehenden Häuschen ein ganz erhebliches Barvermögen, zirka 50000 Fr., hinterlassen hatte. Kaum war die Kunde hiervon bekannt geworden, so kamen aus der näheren und ferneren Umgegend in großer Zahl und von jeglichem Alter, 18- bis 80jährig, Freier herbei, um sich die Gunst der reichen Erbin zu erwerben; dieselbe erkor sich nach längerem Besinnen einen ungefähr gleichaltrigen Witwer zum Gemahl, gebar ihm ein Töchterlein und mußte es erleben, daß er das erheiratete Gut binnen kurzer Frist in allzu reichlichem Weingenuße durchbringen half. — Ich selbst mußte mich nach Weihnacht zu Bette legen und, da mich der Bezirkshelfer (in Brugg) im Stiche ließ, in den fünf Dörfern auf Sonntag 1 Uhr Spätpredigt ansagen lassen. Noch fiebernd schleppte ich mich die Kanzeltreppe hinauf, hielt abends auch die Christbaumrede an die Kinder und — war kuriert! Die große geistige Anstrengung hatte mit Gottes Hilfe über des Körpers Schwäche gesiegt, nachteilige Folgen blieben aus, eine Erfahrung, welche ich in strenger Amtszeit wiederholt habe machen dürfen: so z. B. als ich beinahe ein Vierteljahr lang an Keuchhusten litt, stellte sich niemals auf der Kanzel oder im Unterrichtszimmer ein Anfall ein. Dagegen suchten mich Scharlachfieber und Gürtelrose je für mehrere Wochen heim, ohne mir jedoch bleibenden Schaden zu bringen. — Öfters hatte ich Anlaß, ernstlich die Frage zu erwägen, ob es seelsorgerlich richtig sei, einen „hoffnungslos“ Kranken über seinen Zustand aufzuklären, bezw. an die Vorbereitung „auf sein nahes Ende“ zu mahnen. Da gilt es gewiß, alle weise Vorsicht anzuwenden, alle zarte Rücksicht zu nehmen und zumal die mitfühlende Liebe walten zu lassen. Ist die Diagnose in jedem Falle sicher? Aus einer Synodensitzung in Aarau wurde ich telegraphisch zu einem „Sterbenden“ nach Hause gerufen; derselbe lebte aber noch drei Vierteljahre lang. Um das Krankenbett einer wirklich in extremis liegenden älteren Person fand ich eines Samstagnachmittags eine weibliche Co-

rona versammelt, aus deren Mitte vor den Ohren der Patientin ruckbar wurde: „ihre Mutter sei in der gleichen Lage gewesen und dann um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr gestorben“; jetzt war es 2 Uhr, der Tochter somit noch ein halbes Stündlein gegönnt und eingeräumt, ehe ihr der Atem ausgehen, das flackernde Lebenslichtlein erlöschen sollte! Ein an Lungenschwindsucht leidender Jüngling sprach mir, als ich an seinem Bette saß, von seinen großen Reiseplänen bis nach Konstantinopel; kaum eine Stunde nachdem ich ihn verlassen hatte, wurde mir sein Hinschied angezeigt. Tut sich nicht in der gerade bei Ausziehenden so häufigen hoffnungsvollen Stimmung eine göttliche Gnaden-erweisung kund, welche ihnen ihr trauriges Los erleichtert oder doch erträglich werden läßt? An Zeiten, da sie ihre Lage fühlen und erkennen, fehlt es ihnen ja zwischen hinein nicht; ein strenges, hartes Drohen würde sie verletzen und für wohlmeinenden Zuspruch unempfänglich machen. Gottes Wort und Gebet, letzteres im Sinne Jesu zu Gethsemane, werden nebst dem Gesangbuch stets die besten Hilfsmittel des Pfarrers sein, dem es in deren Anwendung an Takt und aufrichtiger Teilnahme nicht gebrechen darf.

Um zugleich mit den Kranken auch den Gesunden einen kleinen Dienst zu leisten, speziell die Arbeiterschaft beim Wiederbeginn der Woche zum ersten Gange in die Fabrik tröstend aufzumuntern, hatte ich mir zur Pflicht und Gewohnheit gemacht, jahraus jahrein jeden Montag früh vor 6 Uhr von der hochgelegenen Pfarrhausterrasse aus nach drei Richtungen hin auf der Trompete je eine Strophe des Tags zuvor in der Kirche gesungenen Chorals zu blasen; da niemals die geringste Störung vorkam, durfte ich annehmen, meinen Zweck erreicht zu haben. — Geige, Trompete und Gesang brachten mich auch in aktive Verbindung mit dem regen musikalischen Leben der Stadt Brugg und ließen mich dort als Mitglied des Cäcilien- und Orchestervereins meine Gattin finden. Während meiner neunjährigen Pfarrjunggefellenschaft hatte mich meine verwitwete Mutter aufs beste betreut, um dann gerne die Leitung

des von zahlreichen Besuchen belebten Haushaltes der jungen Schwiegertochter abzutreten. Diese beteiligte sich alsbald auch an der Sonntagschul- und Frauenvereinsarbeit und half mir anno 1888 mit dem Kirchenchor Rombergs „Glocke“ zu zweimaliger Aufführung zu bringen. Die Musikalien sandte uns leihweise der Basler Gesangverein, den von Musikdirektor Fröhlich in Zofingen ad hoc geschriebenen Orgelpart exekutierte Schulrektor Haege aus Brugg, am Klavier saß Doktor Weibel aus Königsfelden, und die Tenorpartie sang Hans Abt aus Basel. Der ansehnliche Reinerlös beider Konzerte floß der Anstalt Effingen zu, wie später auch der Ertrag zweier Weihnachtsaufführungen mit den Transparenten des Basler Vereinshauses.

Interessant und sehr willkommen war mir die Mitarbeit an der Erstellung unseres Kirchengesangbuches. Bis ins letzte Viertel des verflossenen Jahrhunderts besaß der deutsch redende Teil der reformierten Schweiz kein gemeinsames Gesangbuch, sondern jeder Kanton hatte sein eigenes, besonderes, was sich bei dem immer häufiger werdenden Orts- und Niederlassungswechsel der Bevölkerung, Familien und Einzelpersonen, als Übelstand geltend machte. Sollte ferner eine interkantonal religiöse Versammlung mit dem Singen eines Chorals eröffnet oder geschlossen werden, so war keine völlige Einheit zu erzielen, weil jeder Teilnehmer den Wortlaut und die Töne zum Ausdruck brachte, welche ihm aus seiner Heimat oder seinem Wohnsitz her geläufig waren, und da herrschten nach Text, Melodie und Einzelnoten gar mannigfaltige kleinere und größere Unterschiede. So hatten z. B. in jene oben erwähnte erste Diaspora-Versammlung zu Frick die teils stundenweit hergewanderten Männer, Frauen und Kinder die Einen das aargauische, die Andern das Berner-, die Dritten das Basler-, die Vierten das Züricher-Gesangbuch mitgebracht, so daß allein schon das Aufschlagen, noch mehr aber das Singen eines Liedes sich schwierig gestaltete. Es bedeutete somit die Anbahnung eines großen Fortschrittes, als die anno 1878 zu Herisau tagende

schweizerische Prediger-gesellschaft eine Dreierkommission (Pfarrer H. Weber, Zürich, A. Volz, Bern, und Th. Barth, Basel) ernannte und mit der Ausarbeitung eines Kirchengesangbuches für die deutsche reformierte Schweiz beauftragte. Freilich waren diesem Beschlusse die vier ostschweizerischen Kantone Glarus, Graubünden, St. Gallen und Thurgau schon zuvor gekommen, indem sie das sogenannte „vierörtige Gesangbuch“ herausgegeben und auf ihrem Gebiete in Gebrauch gesetzt hatten; ferner bediente man sich in einzelnen Gemeinden des vom schweizerischen Reformverein erstellten Liederbuches. Auf diese zwei, sowie auf die bestehenden kantonalen Sammlungen galt es Rücksicht zu nehmen, wenn man zukünftig zu einem gemeinsamen und allgemein gültigen Buche gelangen wollte. Von vorneherein stand fest, daß es sich um einen Kompromiß zwischen den einzelnen Ständen und den theologischen Richtungen handelte. Der nach den ersten Entwürfen für Text und Melodie anno 1886 erschienene, von Musikdirektor Gustav Weber in Zürich gründlich revidierte Probedruck mit 433 Nummern wurde den kantonalen Kirchenbehörden zur Prüfung bezw. Kommissionsberatung vorgelegt und im Frühsommer 1889 der von den beteiligten Kantonen beschickten, von Antistes G. Finsler vorzüglich geleiteten Konferenz unterbreitet, welche sich in Zürich viermal zu je zwei ganztägigen Sitzungen versammelte, und an welcher ich, wie schon an der vorherigen Kommissionsberatung, als aargauischer Delegierter (mit zwei älteren Kollegen) teilnehmen durfte. Das Resultat, unser jetziges achtörtiges Gesangbuch, hat nun, obwohl von Anfang an stark kritisiert, dennoch innert mehr als vier Jahrzehnten seine Brauchbarkeit erwiesen und den Weg zu dem in Aussicht stehenden neuen allgemein schweizerischen Buche gebahnt; möge dasselbe alsdann sämtlichen Disiderien entsprechen!

Am 2. September 1890 starb an Herzschlag in Brugg Pfarrer Julius Belart, welcher in Bözen und in Windisch mein Amtsvorgänger gewesen und mir, obwohl der Reformrichtung angehörend, ein lieber, stets hilfsbereiter Nachbar

geworden war. Er hatte in den letzten Jahren neben seinem städtischen Amte den Predigtamt und die Seelsorge in der Heil- und Pflgeanstalt Königfelden ausgeübt, und sein plötzlicher Hinschied wurde der Anlaß dazu, daß mich der Regierungsrat erst provisorisch und bald hernach definitiv mit dem genannten Anstaltsdienste betraute. Hierdurch sah ich mich neben der Tätigkeit in der Kirchengemeinde vor eine weitere, neue und schöne Aufgabe gestellt, die mich Sonn- und Werktags in Anspruch nahm und mir je länger, je mehr ans Herz wuchs, brachte sie mich doch mit allerlei markanten Gestalten beiderlei Geschlechts, hoch und niedrig, arm und reich, gelehrt und ungelehrt, teils vorübergehend, teils für längere Dauer in persönliche Berührung. Der mir schon vorher auf musikalischem Gebiete freundschaftlich nahe getretene Direktor Adolf Weibel wurde mein psychiatrischer Mentor, verschah mich mit einschlägiger Fachliteratur, übergab mir zu freier Benützung den die sämtlichen Türen der diversen Abteilungen öffnenden Passe-partout und war jederzeit zur Auskunft über die einzelnen „Fälle“ unter den zirka 700 Insassen (nebst Wartpersonal) gerne bereit. Einige seien in Kürze erwähnt: der Sohn eines reichen Seidenfabrikanten aus Zürich und ein armes 23-jähriges uneheliches Mädchen, beide mit schwerer Epilepsie behaftet, somit gleich unglücklich und bedauernswert, wurden separat unterrichtet und dann auf heilige Weihnacht gemeinsam konfirmiert; mehr als einmal hatte ich, um mich vor ihren plötzlich eintretenden Wutanfällen zu schützen, die Wärterschaft zu Hilfe rufen müssen. Der Dichter Conrad Ferdinand Meyer in seiner tiefen Melancholie, die ihm allerlei phantastische Schreckbilder vor Augen malte; bald sollte ich ihn aufs Schaffot begleiten, bald ihm zu seiner Verurteilung das Lederzeug beschaffen und eines Abends mit ihm, dem vermeintlich von Schlangen und Leoparden bedrohten, beten. Professor Mendelssohn, der älteste Sohn des Komponisten Felix, musizierte bisweilen mit mir und unterließ es nicht, auf das Notenblattweisend, stolz zu bemerken: „das ist von meinem Papa“. Frei-

herr Friedrich von Stumm, verwitweter Bruder des „Eisenkönigs“ und kaiserlichen „Scharfmachers“ aus Saarbrücken, eine Hünengestalt, zeitweise gefährlich, doch von besten Umgangsformen und umfassender Weltkenntnis, verliebte sich in ein ganz junges Mädchen, das er von weitem in der Anstaltsküche erblickt hatte und heiraten wollte; um ihn hiervon abzulenkten und auf andere Gedanken zu bringen, mußte ihn, laut Beschluß des Familienrates im Schlosse Hallberg, ein mir befreundeter Basler Arzt auf eine Weltreise nach Ceylon, Indien usw. begleiten, welche jedoch trotz $\frac{3}{4}$ jähriger Dauer ihren Zweck nicht erreichte und via Ostende in der Irrenanstalt zu Bonn endigte; in Königsfelden löste ihn hernach bald sein ebenfalls schwer erkrankter Sohn ab. Eine Dame aus Griechenland (Corfu) mit der stets wiederholten doppelten Klage: „Gott will, daß ich verbrenne, aber er gibt mir kein Feuer“. Ein bisher unbescholtener, in seinem Beruf sehr tüchtiger Pastissier und Confiseur hatte seinen Stiefvater im Keller mit einem schweren Steine erschlagen. Vor Gericht gestellt gab er die Tat unumwunden zu, ohne darüber die geringste Reue zu bezeugen, weshalb er zur Beobachtung und psychiatrischen Begutachtung nach Königsfelden eingeliefert wurde. Der Befund lautete auf unheilbare Geisteskrankheit (Paranoia), das Urteil auf lebenslängliche Detinierung in der Anstalt, allwo er sich bei tadellosem Betragen in der Küche und in der Landwirtschaft nützlich machte. Obwohl Altkatholik besuchte er regelmäßig den reformierten Gottesdienst. Nach einer Predigt bat er mich um eine Unterredung und teilte mir mit, eine innere Stimme habe ihm geoffenbart, daß Christi Wiederkunft nahe bevorstehe. Hierdurch wurde mir das Rätselhafte seines Wesens klar: er hatte ohne Zweifel seinen Stiefvater als ein Hindernis am Kommen Christi angesehen und sich berufen gefühlt, ihn aus dem Wege zu räumen und damit ein gutes Werk zu tun, eine religiöse Pflicht zu erfüllen. Bald hernach, beim Heuen am nahen Arufer beteiligt, kehrte er abends nicht zurück und blieb verschwunden, hatte vermutlich den Tod in

den Wellen gesucht und gefunden. Graf von Kleist, ein verbummelter Korpsstudent aus Berlin, wird durch Beteiligung an der Feldarbeit auf bessere Wege gelenkt. Ein jüngerer, frommer und feingebildeter Elektro-Ingenieur aus England wähnt sich von künfternen Stimmen verfolgt (Halluzinationen des Gehörs), verweigert jegliche Nahrung und stirbt Hungers; unmittelbar nach der Abdankung in der renovierten Klosterkirche, welche außer den berühmten Glasgemälden auch die Gebeine mancher anno 1386 bei Sempach gefallener Ritter birgt, wird der Leichnam zur Kremation nach Zürich überführt, die Urne in ein Handköffchen verpackt und in der Familiengruft zu Greenwich beigesezt. Eine korpulente schwer hysterische hat, scheinbar unvermögend weder zu stehen, noch zu gehen, zwei Jahre lang zu Bette gelegen, entwischt jedoch in einer wolken dunkeln Nacht leise aus dem Schlaftsaale, überklettert die Eisenstäbe des hohen Parkzaunes und wandert eine Stunde weit in ihr Heimatdorf, von wo sie andern Tages wieder eingeliefert wird. Eine Dame aus Basel zersezt in hartgetäferter Zelle über Nacht ihr ganzes Bettzeug und richtet Beschädigungen im Betrage von 100 Fr. an.

Neben solchen Schattenseiten des großen Irrenhauses gebricht es demselben jedoch Gott sei Dank keineswegs an Lichtseiten: alljährlich dürfen zahlreiche Patienten beiderlei Geschlechts geheilt oder wesentlich gebessert die Anstalt verlassen und ihre frühere Stellung im Leben wieder einnehmen. In den stehengebliebenen Räumlichkeiten des ehemaligen Doppelklosters (Franziskaner und Klarissinnen) nahe bei der sog. Agnes-Zelle werden unheilbare Körperkranke verpflegt: die 60jährige gichtkranke Elisabeth war als 17jähriges Mädchen eingetreten, hütete seither ununterbrochen das Bett und trug ihr schmerzhaftes Leiden ohne jegliche Klage. Eine betagte blinde und taube, somit von allem mündlichen Verkehr ausgeschlossene Witwe fand ihren einzigen Trost in den Gesangbuchliedern, welche sie einst in der Schule und Kinderlehre memoriert hatte und sich nun im stillen hersagte. Den an Armen und Beinen gelähmten, stark kurzsch-

tigen Jüngling ohne Sprach- und Schulbildung brachte ich nach Anfertigung eines Alphabetes dank seinem unermüdlichen Lerneifer so weit, daß er, mit den Lippen die Seiten umwendend, ein großgedrucktes Neues Testament mit Psalmen lesen und nach mehr als Jahresfrist konfirmiert werden konnte. Ein Mann aus dem reformierten Bezirk Zofingen gab seine Erkrankung einer Heze schuld und forderte mich auf, an die Kapuziner in Olten zu schreiben, die allein in stande seien, ihn von dem bösen Banne zu befreien. Das ruft mir eine Anekdote ins Gedächtnis zurück, welche am Abendimbiß nach der Schlußprüfung einer Erziehungsanstalt der weithin bekannte Landammann Augustin Keller zum besten gab: ein Bäuerelein erschien eines Tages im Oltener Kapuzinerkloster mit dem Anliegen, es möge einer der Herren Patres schnell mit ihm kommen, um das in seinem Stalle erkrankte Kalb gesund zu beten; bereitwillig gab man, gegen Erlegung des üblichen Fünflibers, der Bitte Gewähr. Am folgenden Morgen jedoch klopfte der Mann aufgeregt und entrüstet nochmals an die Pforte: das Kalb sei über Nacht verendet. Ob der fatalen Kunde erstaunt nahm der Pater sein Gebetbuch vom Schafte herunter, blätterte darin und gab den Bescheid: „ja, ich habe gestern in der Eile die falsche Seite aufgeschlagen und das „Bätt“ für einen kranken Muni gelesen, was für das Kälblein zu stark gewesen ist, es hat das nicht erleiden mögen!“.

Auf meinen Amtsgängen in die Außengemeinden bekam ich etwa einen Hasen zu sehen oder zumal im Sabsburger Waldrevier auf ganz kurze Distanz ein kleines Rudel Rehe, und es war, als ob mir die hübschen Tiere meinen friedlichen Beruf anmerkten, so langsam verzogen sie sich bei meinem Herannahen in die Büsche. Eine andere Begegnung hatte ich mit einem 11jährigen kleinen und elenden Mädchen, welches eine mächtige Bürde durrer Äste schleppte und mir von der Schule her bekannt war. Ich nahm ihm die über seine Kraft gehende Last ab, tadelte es im Weitergehen darüber, sich viel zu viel zugemutet zu haben, erhielt aber die Antwort, wenn

es weniger Holz heimbringe, so haue es der Vater, ein in der Fabrik arbeitender magerer Flickschneider. Bald erfuhr ich, daß derselbe sich nicht bloß der Mißhandlung, sondern auch unter Mitwissen der Mutter des Mißbrauches schuldig machte. Ich erstattete sofort Anzeige beim Bezirksamte, und eine Stunde später saß der Unmensch im „schwarzen Turm“, um nach bezüglicher Gerichtsverhandlung zu sechsjähriger Zuchthausstrafe verurteilt zu werden. Das gänzlich verwahrloste und verwilderte Kind beherbergten wir etliche Wochen, bis zu seiner Aufnahme in die Erziehungsanstalt Kastelen, im Pfarrhaus, wo es gewohnheitsmäßig log und stahl. Dennoch ist nach Jahren eine ehrbare Gattin und Mutter aus ihm geworden und hat es uns als solche persönlich seinen Dank ausgesprochen, kurz vor seinem Gott gefälligen Ableben.

Ziemlich genau alle zwei Jahre hatte ich für meinen an zirkulärem manisch-depressivem Irresinn leidenden Amtsnachbar in Birr die Kasualien zu besorgen; auf dem dortigen Kirchhofe an der Siebelwand des Schulhauses befindet sich das vom „dankbaren Aargau“ gestiftete Grabmal Pestalozzis, unweit von dessen erster Wirkungs- und letzter Wohnstätte, dem Neuhof. Leute von der ältesten Generation erzählten mir noch, wie sie als Kinder den großen Philanthropen in seinen Kniehosen und Schnallenschuhen hatten einherschreiten sehen, und wie er etwa bei Schulbesuchen eines von ihnen auf seinen Schoß gehoben und mit seinen treuherzigen, liebevollen Augen angeblickt habe. Seine Fußwanderungen galten unter anderen auch dem damaligen Windischer Pfarrer Rahn, und wir können uns vorstellen, wie die beiden befreundeten temperamentvollen Männer auf der Terrasse saßen und eifrig, oft auch hitzig miteinander diskutierten. Daß mein indirekter Amtsvorgänger ebenfalls ein Original gewesen ist, geht schon aus folgendem hervor: Alljährlich im Mai oder Juni versammelte sich die gesamte aargauische reformierte Geistlichkeit zur Sitzung des Generalkapitels in Aarau. Mit der Amtsstracht angetan (Salar, Bässchen und Samtbarett) begab man sich nach der Pre-

digst in geordnetem feierlichen Zuge aus der Kirche in den Ratssaal zu den Verhandlungen, mehr als einmal unter strömendem Regen. Eines Jahres fiel die Kapiteltagung mit dem Aarauer Jahrmarkt zusammen. Als die schwarze Prädikantenkolonne wiederum bei nassem Wetter zwischen der Spalierbildenden Zuschauermenge hindurchschritt, ertönte aus deren Mitte der Spotttruf: „Lueget, de Herrgott sprüzt sini Nägeli!“ Sofort schleuderte aus dem Zuge heraus Pfarrer Rahn dem Spötter die Antwort ins Gesicht: „Und d' Säublueme-n-oh, du Löhl!“

Auf besagter Terrasse fanden sich zu meiner Zeit an schönen Sommertagen je und je der Aussicht wegen Kurgäste von Schinznach und Baden ein, anno 1886 von Zürich her Arnold Boecklin zum Rendez vous mit seinen alten Basler Freunden, dem sogenannten „Leimsutt“ (Maechly, Buzinger, Bernoulli, Sieber, Vest usw.), während seines Aufenthaltes in Königsfelden 1892/93 öfters der oben erwähnte Conrad Ferdinand Meyer und im Herbst 1895 die Basler historische Gesellschaft. Am 19. Juli 1898 mittags zog, von heftigem Sturme getrieben, ein gewaltiges Hagelwetter daher: dickstämmige Bäume wurden entwurzelt, im Weinberg und Garten von den hühnereigroßen Steinen alle Gewächse radikal zerhackt und auf dem Dache mehr als 4000 Ziegel zerschlagen, eine Verwüstung, wie ich sie weder vor- noch nachher jemals erschaut habe.

Um auch in strenger Winterszeit entfernter wohnenden älteren Kirchengenossen mit dem Worte zu dienen, hielt ich an Sonntagen nach hohem Schneefall in den zwei größeren Außengemeinden Nachmittagsgottesdienste. Nicht allzu oft, aber doch mehrmals wurde ich in der Nacht zu Schwerkranken geholt: so an einem Samstag im Januar bei bitterer Kälte; Schnee lag fußtief, vor mir stand ein pflichtenreicher Sonntag (9 Uhr Predigt in der Kirche, 10¹/₄ Uhr in der Irrenanstalt, 1 Uhr Kinderlehre, 2¹/₂ Uhr Predigt in Hausen, 4 Uhr in Mülligen); die Vorarbeit darauf ließ mich erst spät zur Ruhe kommen. Da, kurz vor Mitternacht ertönte der eiserne Klöppel an der Haustüre, man rief mich an das Krankenbett der be-

tagten Lehrersgattin in Mülligen (eine Stunde weit), die ich zwar erst kurz zuvor besucht hatte. Was sollte ich tun oder nicht tun, dem Rufe Folge leisten und riskieren, wegen Schlafmangels und Ermüdung meiner Sonntagsaufgabe nicht gewachsen zu sein, nicht genügen zu können, somit die ganze Gemeinde zu beeinträchtigen, oder in Rücksicht auf diese das Verlangen der kranken Frau hintansetzen, unbefriedigt lassen? Ich machte den Boten darauf aufmerksam, daß ich ja morgen Nachmittag zur Predigt nach Mülligen hinauskommen werde, erhielt aber die Antwort: Frau B. habe bestimmt gesagt, sie lebe alsdann nicht mehr. So fuhr ich denn fest entschlossen im Schlitten mit und traf die Kranke noch bei klarem Bewußtsein an. Nach 2 Uhr früh war ich zurück. Als ich auf meiner sonntäglichen Schneewanderung zur letzten Funktion abends 4 Uhr in Mülligen eintraf, war meine erste Frage: „lebt Frau B. noch?“ Nein, sie ist vormittags 9¹/₄ Uhr gestorben! Hätte ich die nächtliche Tour unterlassen, den Besuch hinausgeschoben, so wäre ich nunmehr zu spät gekommen und müßte mir darüber heute noch die schwersten Vorwürfe machen. Derartige Situationen und Erwägungen kann freilich in Haus und Geschäft, jeder Stand und Beruf, zumal der des Arztes, mit sich bringen; die Entscheidung bleibt in jedem Falle dem Gewissen des Einzelnen anheimgestellt.

Mülligen, die ursprüngliche Heimat der Theologenfamilie Barth, war einst der Stammsitz des Berner Adelsgeschlechtes von Müllinen gewesen; ein Abkömmling desselben wurde vor zirka 50 Jahren als junger Attaché der schweizerischen Gesandtschaft in Wien dem Kaiser Franz Joseph I. vorgestellt und machte diesen darauf aufmerksam, daß seine Ahnen vor Zeiten im Aargau mit den Habsburgern nachbarlich verkehrt hätten, worauf der Kaiser erwiderte: „Wir haben's aber weiter gebracht“. — Ein Anikum besaß das Dorf in seinem Wächter bezw. Ortspolizisten, dem „blinden Hannes“; angetan mit einer defekten Uniform, den alten Landwehrsäbel umgeschnallt, eine schwarze Brille vor den geschwächten Augen und einen

Stecken in der Hand, fahndete er eifrig nach verdächtigem Gefindel, Bettlern und Landstreichern und zwar meist mit gutem Erfolg, weshalb man ihm nachrühmte, er „schmecke“ dieselben von weitem.

Neben dem Doppel-Pfarramte Windisch-Königsfelden und der Mitwirkung in mancherlei Behörden, Kommissionen und Vereinen erwuchs mir aus der anno 1897 gegründeten Gesellschaft Pro Vindonissa als deren Vizepräsidenten die Aufgabe, für die in Aussicht genommenen Forschungsarbeiten mit den bezüglichen Landeigentümern zu verhandeln und in Wort und Schrift darüber zu referieren, so unter anderm an der Verbandsversammlung der deutschsprachigen Fachgelehrten und Altertumsforscher in Mainz, April 1903. Damit aber war das Maß beinahe allzu voll geworden, und bereits hatte mir ein mir verwandter, angesehener Basler Arzt in aller Wohlmeintheit den dringenden Rat erteilt, mich, bevor ich ein „ausgedientes Roß“ geworden sei, nach einem weniger ausgedehnten Arbeitsfelde umzusehen, als welches sich mir die gerade vakant werdende baselstädtische Kirchengemeinde Kleinhüningen nebst Pastoration der Schorenanstalt darbot. 25 Jahre nach meinem ersten Amtsantritte, acht Tage nach dem Festgottesdienste zur aargauischen Zentennarfeier im freigelegten Amphitheater hielt ich am 12. Juli meine Abschiedspredigt zu Windisch, um schon am folgenden Sonntage durch Pfarrer Theodor Barth im Namen des Basler Kirchenrates zu Kleinhüningen installiert zu werden. Das Scheiden aus dem schönen Aargau und speziell vom prächtigen Pfarrsitz hoch über der rauschenden Reuß, im Hintergrunde die Bergwelt vom Scheerhorn bis zum Eitlis, ist den Meinigen sowohl als mir selbst recht sauer geworden und hat in unseren Herzen bis zum heutigen Tage ein stilles Heimweh hinterlassen.

3. Kleinhüningen-Basel.

Nur noch ältere Leute erinnern sich an die Zeit, da Kleinhüningen ein von der Stadt Basel weitab liegendes, mit

Weinbergen umgebenes Dörflein am Ausflusse der Wiese in den Rhein nahe bei der Landesgrenze gegen das Badische gewesen ist. Seit den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts hat es große Wandlungen durchgemacht, um sich beim allmäligen, nunmehr fast gänzlichen Verschwinden der Fischer- und Kleinbauernhäuser zum jetzigen industriellen, städtischen Quartierteil und Hafensplaz zu erweitern. Im Mittelalter waren verschiedene Adelsgeschlechter Partialeigentümer des Dorfes. Nachdem am 4. Februar 1274 Irmentrud von Tegerfelden ihren bezüglichlichen Besitz an das Basler Kloster Klingental (am rechten Rheinufer neben der heutigen Kaserne) vergab hatte, verkauften Walthar und Wezel von Mörsberg am 10. März 1385 ihre Rechte und Güter zu Kleinhüningen an die Stadt Basel. Von da an kam es zwischen dieser und dem gleichfalls zu Kleinhüningen berechtigten Markgrafen von Baden bei den mannigfaltig ineinander greifenden Gerechtigkeiten zu endlosen Streitigkeiten, denen zahlreiche Schiedssprüche vergeblich zu steuern suchten. Schweres Anheil brachte der dreißigjährige Krieg über die Gemeinde: mitsamt der Kirche, einer Filiale von Haltingen, war der größte Teil des Dorfes niedergebrannt und lag wüste. Darum entschloß sich Markgraf Friedrich seinen Anteil an dem für ihn im Werte stark reduzierten Streitobjekt an die mitbesitzende Stadt Basel zu veräußern. Am 3. Dezember 1640 kam der Verkauf des Dorfes nebst dem dazu gehörigen „Neuen Haus“, sowie allen Gütern, Rechten und Wasserläufen (Wiese und Otterbach) um 3500 Reichstaler zustande. Die Seelenzahl der damaligen Einwohner betrug 211, welche sich auf bloß 11 Familien bezw. Geschlechter verteilten. Diese sollten ihre kirchlichen Bedürfnisse fortan in Kleinbasel zu St. Theodor befriedigen. Da jedoch am Sonntag morgen, wenn die Leute von Kleinhüningen zur Predigt gehen wollten, die Stadttore, speziell das Bäfitor, häufig noch geschlossen waren, regte sich unter der wachsenden Dorfbevölkerung immer lebhafter der Wunsch nach einer eigenen Kirche mit eigenen Gottesdiensten. Ein erstes dahin zielendes

Gesuch im Jahre 1671 lehnte der Große Rat ab. Später nahm sich der Pfarr-Konvent des noch ungetheilten Kantons der kirchlich sich vernachlässigt fühlenden Kleinhüninger an, und seine bezügliche Eingabe fand anno 1709 bei der genannten hohen Behörde williges Gehör: der Kirchenbau wurde beschlossen und alsbald in Angriff genommen; die Kosten betragen 7531 Pfund, nach jetzigem Geldwerte gegen 25000 Franken. Am 23. November 1710 konnte die feierliche Einweihung stattfinden, auf welches denkwürdige Ereignis die Steininschrift über dem Portal der südlichen Langseite hinweist. Nur wenig ragte der achteckige mit Zwiebelhelm gekrönte Turm über den Dachgiebel des Schiffes empor, vermutlich deshalb, weil er sonst den Kanonen der nahen Festung Hüningen im Elsaß ein allzu günstiges Zielobjekt geboten hätte. Zugleich erhielt die Gemeinde ihre eigene Schule, an welcher der Sigrift gegen geringen Lohn das Lehramt in seiner Wohnung ausübte. Ein Pfarrhaus bekam Kleinhüningen erst etwa 20 Jahre hernach, während die Pfarrer früher im Stadttinnern domiziliert hatten; es stand neben dem Klybeckschloß, somit außerhalb des Gemeindebannes, war von Anfang an bresthaft, erwies sich je länger je mehr als ungeeignet und wurde, in Privatbesitz übergegangen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts niedergerissen. Der Staat kaufte anno 1808 das jetzige an, ein ehemaliges Landhaus der Familie Iselin, mit deren Wappen geziert, am Eingang der Dorfstraße gegenüber der Säge.

Großen Schaden hat die zuäußerst an der Landesgrenze liegende Gemeinde unter den häufigen Kriegswirren erlitten: die wiederholten Belagerungen der Festung Hüningen und des dazugehörigen Brückenkopfes auf der Schusterinsel während des spanischen und österreichischen Erbfolgekrieges, der Revolutionszeit und der napoleonischen Feldzüge sind für Kleinhüningen mehr als einmal verhängnisvoll geworden. Zumal der Winter 1813/14 im deutschen Befreiungskriege hat das Dorf schwer mitgenommen; die meist nächtlichen Kanonaden von den Vorwerken und Festungswällen Hüningens her ver-

letzten unter anderm auch das Pfarrhaus, so daß seine Bewohner flüchten mußten, und zerstörte fast sämtliche Kirchenfenster, die im Freien zur Empore führende Treppe, den Altartisch, die Kanzel und die Orgel, letztere so gründlich, daß sie durch eine neue ersetzt werden mußte, deren heute noch vorhandener Prospekt die Jahreszahl 1819 trägt, aber seit 1902 ein von Orgelbauer Zimmermann geschaffenes und späterhin erweitertes Werk in sich birgt. Zeugen der erwähnten Zerstörung bilden die vier in der Nordwand des Schiffes eingemauerten Kugelgeschosse (vergl. hierzu den Artikel im Basler Jahrbuch 1907: „Kleinhüningen im Kriegswinter 1813/14“.). Der Bau der drei Schulhäuser, des Polizeipostens und der Zollstätte erfolgte in längeren Zeitabständen

Nachdem schon im Jahre 1893 die Geschäfte der Einwohner- und Schulgemeinde Kleinhüningen an die staatlichen Organe übergegangen waren, wurde auf 1. Januar 1908 auch die Bürgergemeinde gänzlich mit der Stadt Basel verschmolzen, so daß bloß noch die Kirchgemeinde ihren Namen behielt; gleichzeitig erfuhr diese eine namhafte Vergrößerung dadurch, daß ihr ein großes Teilstück der benachbarten St. Matthäusgemeinde beigelegt wurde: alles Terrain außerhalb des Horburgfriedhofes und der Gesellschaft für Chemische Industrie gehört seither zur Kirchgemeinde Kleinhüningen, deren Einwohnerzahl hierdurch um beinahe $\frac{2}{3}$ vermehrt worden ist, sich infolge zahlreicher Neubauten weiterhin erheblich gesteigert hat und von Jahr zu Jahr in stetigem Wachstum begriffen ist. Diese Tatsachen ließen, obschon die Schorenanstalt anno 1906 eingegangen und meine Lehrtätigkeit an den dort versorgten sittlich gefährdeten jungen Mädchen dahin gefallen war, meine Hoffnung, von Windisch-Königsfelden aus an einen leichteren Posten gekommen zu sein, illusorisch werden. Das alte, heimelige Dörflein Kleinhüningen ist bis auf einen kleinen Rest verschwunden oder im Verschwinden begriffen, und seine ergiebigen Pflanzgärten haben den modernen, hohen Häuserreihen und Fabrikneubauten, dem Rheinhafen mit seinen turm-

artigen Kolossen, seinen Tanks, Kranen und Eisenbahngleisen, den Sportplätzen, sowie schließlich dem breiten Areal der neuen Gasanstalt weichen müssen. Mit Bedauern schauten die alten, mit Gleichmut oder Stolz die jungen Kleinhüninger dieser mächtigen Entwicklung, diesem gewaltigen Wechsel der Zeiten und Verhältnisse zu.

Anno 1910, zum 200jährigen Jubiläum der Kirche, wurde deren Turm um vier Meter erhöht und darin das von der untergegangenen Bürgergemeinde gestiftete neue Geläute, nachdem es franzgeschmückt vom Bundesbahnhofe durch die Stadt gefahren war, am 28. Oktober unter Mitwirkung der Schuljugend aufgehängt. Die vier Glocken (E, Gis, Fis, H) tragen als Inschriften die Anrede und die drei ersten Bitten des Unser Vaters. Von den beiden alten Glocken war die größere eingeschmolzen worden und kam die kleinere ins historische Museum. Der Kirchengesangchor hatte Schillers Lied von der Glocke, komponiert von A. Romberg, einstudiert und brachte das anmutige Werk mit Orgel- und Instrumentalbegleitung zweimal zur Aufführung; die Jubiläumsfeier verbunden mit der Glockenweihe fiel auf den Reformationssonntag 6. November; Regierung und Kirchenrat waren durch Delegierte vertreten, und jedermann erfreute sich fortan an der weithin schallenden Klangfülle der ehernen Zungen, zumal bald hernach auch die alte Turmuhr durch eine neue, größere mit kräftigem Schlagwerk ersetzt wurde. Das Jahr 1915 brachte der Kirche aus freiwilligen Spenden außen und innen eine gründliche Renovation nebst elektrischer Beleuchtung und einem großen Chorgemälde von Hermann Meyer, den Gang nach Emmaus darstellend.

Von 1906 bis 1918, innert welcher Frist (1911) das Verhältnis zwischen Staat und Kirche neu geordnet wurde, hatte ich das Sekretariat des Kirchenrates zu besorgen. Auch lag es mir ob, als Altuar des Quartiervereins Kleinhüninger und daselbst seit der Verschmelzung einzig übrig gebliebene „offizielle“ Persönlichkeit im Interesse der Einwohnerschaft vielfach

mündlich und schriftlich mit den bürgerlichen und staatlichen Behörden zu verkehren, den Fürsorgeeinrichtungen der Stadt, sowie den Detektiven des Polizeidepartements als Anfrage- und Auskunftsstelle zu dienen, zur Gründung des Vereins für Krankenpflege und zur Errichtung des alkoholfreien Restaurants die nötigen Geldmittel zu sammeln, überhaupt manches an die Hand zu nehmen oder zu fördern, das eigentlich mit dem Pfarramte selbst nur in sehr losem Konnex stand und größeren Theils auch meiner Gattin zur Last fiel.

Ein weiteres, eigenartiges Feld der Betätigung eröffnete uns beiden der Weltkrieg. Unmittelbar an der Grenze gegen Baden und das Elsaß wurde und blieb Kleinhüningen 4½ Jahre lang von schweizerischen Truppen, abwechselnd aus verschiedenen Kantonen, besetzt. Deren Kommandanten pflegten sich jeweilen im Pfarrhause anzumelden, und nach hierdurch hergestellter persönlicher Verbindung fanden sich Tag für Tag Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten mit ihren mannigfaltigen Anliegen ein. Zur Teebereitung, bis auf 80 Liter pro Tag, lieferten uns die chemischen Fabriken Ciba und Sandoz abwechselnd den Süßstoff, die Firma Bohny-Holinger das Kraut; auch Verbandzeug für Samariterdienste bei kleineren Unfällen kam zur Verwendung. Das Waschen, Flicken und Stricken von Uniformstücken, Unterkleidern und Leibwäsche besorgten hilfreiche Mitglieder des Frauenvereins. Da der neue badische Bahnhof von Kriegsbeginn an bis zum Waffenstillstande und Friedensschlusse gesperrt war, wickelte sich der Verkehr mit dem Auslande von Leopoldshöhe her via Otterbach-Neuhausstraße ab, und wir kamen so mit den gegenseitig ausgetauschten deutschen und französischen Ambulanzen, ihren Ärzten und Krankenschwestern, wie auch mit den italienischen Flüchtlingen und den Evakuierten aus Belgien und Nordfrankreich in persönliche Berührung. Waren Frauen und Kinder dabei, so wurden diese von unseren Milizen direkt ins Pfarrhaus eskortiert, und es kam vor, daß meine Frau mit Milchkanne und Tasse in der Hand unter der Türe stand, um den von der langen Eisen-

bahnfahrt ermüdeten Reisenden eine kleine Erfrischung darzubieten. Am Pfingstmorgen 1915 saß eine achtköpfige in die Heimat abgeschobene Nargauerfamilie, vom neugeborenen, schreienden Buschi bis zur hochbetagten Großmutter, um unseren Frühstückstisch herum und erzählte uns von ihren durchgemachten Strapazen, vom bitteren Ernst und Jammer jener Zeit. Als ich am 28. April gleichen Jahres, einem wolkenlosem Frühlingmorgen, vor 7 Uhr zum Unterrichte herunterkam, stand die gesamte Schülerschaft auf der Straße, um beinahe senkrecht hoch am blauen Himmel einem Fliegerkampfe zuzuschauen; die weißen Wölkchen der platzenden Schrapnells boten einen grauig-schönen Anblick dar, Splitter fielen zum Teil auf Schweizergebiet (Siltalingerstraße) nieder, einer satt neben dem dort Wache stehenden Soldaten und mehrere Zentimeter in den Erdboden hinein, weshalb im nahen Schulhause das Pensum aus den Klassenzimmern in die Kellerräume verlegt werden mußte. Auch die dem Rheinufer entlang geschaukelten Schützengräben fanden etwa zweckdienliche Verwendung, indem gleich in den ersten Kriegstagen von der gegenüberliegenden Elsaßer Seite her Gewehrschüsse bei uns einschlugen, welche der Verfolgung französischer Radfahrerpatrouillen gegolten hatten, aber unsere Mannschaft nötigten, hinter die Wälle und in die Gräben unterzutauchen. Den einrückenden Luzernern, Bat. 41, hatte man die Meinung beigebracht, Basel stehe in Flammen, und sie kämen diesseits des Hauensteins direkt ins Gefecht, was ihnen übrigens in ihrer Kriegsbegeisterung noch so willkommen gewesen wäre. Anderen Sinnes war eine Dame in Großbasel: sie hatte mir, da unser Organist zum Hilfsdienste war eingezogen worden, für den Sonntag Stellvertretung zugesagt, gab mir aber am Freitagabend den Bescheid, man habe ihr abgeraten, sich nach Kleinhüningen hinauszuwagen, da sie wahrscheinlich wegen bevorstehender Sprengung der unterminierten Rheinbrücken nicht mehr heimkommen würde. Gut besucht waren die auf jeden Mittwoch eingeschalteten Abendandachten, zumal wenn Kanonaden und Trommelfeuer der schweren Ge-

schütze vom Hartmannsweilerkopfe her die Gemüter erschreckten, und bei starken Detonationen die Häuser erzitterten.

Doch auch an lieblichen Friedensbildern mitten im Weltkriege fehlte es nicht: am 17. Juni 1916 hatte ich in der neuen evangelischen Kirche zu Hünningen einen deutschen Dragoner-Wachtmeister mit einer ehemaligen hiesigen Konfirmandin zu trauen; als wir nach vollzogener Handlung ins Freie traten, hatte sich am diesseitigen rechten Rheinufer unser Kirchengesangchor aufgestellt und sang dem jungen Paare über den Strom hinüber das Hochzeitslied. — Der Basler Platzkommandant Oberst Bühl ersuchte uns persönlich, das Arrangement einer solennen und fröhlichen Soldatenweihnacht mit Bescherung und warmer Mahlzeit zu übernehmen, wozu wir uns gerne bereit erklärten, weilten doch die eidgenössischen Truppen als unsere braven Beschützer fern von ihrer Heimat, von den Angehörigen ihrer Familien. Allabendlich hub nun unter Beziehung weiblicher Hilfskräfte und einzelner Offiziere ein geschäftiges Tun und Treiben an, bis die zahlreichen Päcklein mit nützlichen Gaben, Back- und Rauchwerk zubereitet waren. Am Morgen des 24. Dezember 1914 fuhren nicht weniger als vier bespannte Brückenwagen vor, um die gefertigten Sachen, die Bestecke, die Koch- und Eßgeschirre nach dem Hauptquartier, der Bühler'schen, ehemals Ründig'schen Villa am Otterbach zu transportieren, allwo die geplante Feier stattfinden sollte. Dasselbst erglänzte am heiligen Abend der geschmückte Christbaum, vor welchem ich, zwischen dem schweizerischen und dem ebenfalls eingeladenen deutschen Wachkommandanten stehend, die Ansprache hielt. Zur Begleitung der Gesänge hatte das löbliche Musikhaus Hug & Cie. ein neues Klavier gratis zur Verfügung gestellt, welches denn auch bis zu später Stunde reichliche Verwendung fand. Ganz verduzt schaute mich der deutsche Oberleutnant an, als die Tafelrunde unter anderm das „Roulez, tambours“ anstimmte; man denke: ein französisch lautendes Lied nur wenige Schritte vom deutschen Boden entfernt! Auf den weißgedeckten Tischen wurde das

Nachessen serviert und jedem Teilnehmer ein Geschenk neben den Teller gelegt. Schweizer Stumpfen und Basler Leckerli wanderten als willkommene und beliebte Gaben zollfrei auch ins badische Feldlager hinüber. Als ich eine Woche hernach in der Silvesternacht, meine Neujahrspredigt memorierend, die Neuhausstraße hinauffspazierte, bot sich mir ein überraschender Anblick dar: auf dem Grenzsteine war der in neuem Kerzenlicht erstrahlende Weihnachtsbaum aufgepflanzt worden, rings herum hatten sich die beidseitigen Offiziere und Mannschaften gruppiert und sangen abwechselnd ihre patriotischen Heimatlieder; man ersuchte mich, einige Worte an die „gemischte“ Versammlung zu richten, wonach ein Züricher Korporal, „Großer Gott, wir loben dich“ intonierte, und Alles in gemeinsamer Ergriffenheit einfiel, während von den Kirchtürmen her die Neujahrsglocken ihre ehernen Zungen erschallen ließen, aber auch der Geschützdonner aus dem Elsaß den tiefen Brummbaß dazu sang: mitternächtliche friedliche Feierstunden im Weltkriege! So wurde es nun Jahr für Jahr in der Winterfestzeit gehalten, weshalb mir ein badischer Landwehrmann sagte: „Jetzt können wir’s dann bald, Herr Pfarrer!“. Die fünfte, letzte Christfeier 1918 (nach dem Waffenstillstand) mußten wir in die ad hoc mit Wappenschildern und Guirlanden gezierte Turnhalle verlegen, weil für die damals 230köpfige Besatzungskompagnie die Lokale der Otterbach-Villa nicht ausgereicht hätten, und mir fiel es zu, den streng katholischen welschen Freiburgern in französischer Sprache die Weihnachtsbotschaft zu verkündigen und die Freundschaftsgrüße unserer Bevölkerung darzubringen. Kurz vor Mitternacht erging vom Hauptmann das Kommando: „à minuit tout le monde va à la messe“, und in strammer Haltung marschierte die ganze Kolonne, Wachenposten ausgenommen, zur Christmette in die St. Josephskirche, indes geschäftige Frauen- und Männerhände die Turnhalle ausräumten und wieder zum Schlaßsaale umwandelten. Zur Revanche für die gute Behandlung lud uns der Regimentschef Oberst von Dießbach am 30. Dezember zu dem eleganten Fünf-

uhrtee im Hotel Schweizerhof ein, welchen die Freiburger ihren Basler Gastgeber, speziell deren Damen, offerierten, und zu welchem vor den Fenstern auf dem Zentralbahnplaz die trefflich instruierte Regimentsmusik konzertierend ihre schönsten Weisen blies. In der Morgenfrühe des 6. Januars 1919 verließ diese letzte Truppe die Stadt, und damit fiel unsere mehrjährige Militär-Fürsorge dahin, um der Befriedigung normalerer Bedürfnisse Plaz zu machen.

Nur möchte ich noch an das große Sterben im Sommer und im Spätherbst 1918 erinnern, als die Folge der zwei Grippewellen, die sich damals über Europa ergossen, die Friedhöfe rasch und stark bevölkerten und unseren Krankenpflegeverein in sonst nie dagewesenem Maße in Anspruch nahmen, so daß die Zahl der Wartefrauen nicht mehr ausreichte und freiwillige Hilfskräfte, auch aus dem Pfarrhause, mußten requiriert werden. Als mir ein Mann den Tod seiner hochbetagten verwitweten Mutter anmeldete, wunderte es mich, von ihm zu vernehmen, daß sie, die altangeseffene Kleinhüningerin, lange vor ihrem Hinschiede den Wunsch ausgesprochen habe, dereinst kremiert zu werden. Darauf erhielt ich die Auskunft: Wann Frau Sch. zu Winteranfang spät abends von den letzten Arbeiten auf ihrem Ackerfelde frierend nach Hause gekommen sei, habe sie ihm, dem Sohne, das bezügliche Versprechen abgenommen mit der Begründung, sie möchte doch noch einmal recht warm bekommen!

Mit meinen benachbarten Kollegen jenseits der Grenze verkehrte ich von Anfang an auf freundschaftlichem Fuße. Noch vor dem Kriege war ich zur Gustav Adolf-Bereinsfeier in Weil, zur Kirchweihe in Hüningen und zum Pfarrfranze in St. Louis, damals St. Ludwig, eingeladen worden; hier machte ich die mir interessante Beobachtung, daß am Vormittag im Studierzimmer die wissenschaftlichen Verhandlungen in hochdeutscher Sprache geführt wurden, am Eßtische im Familienkreise war Französisch Trumpf, es verlautete kaum ein deutsches Wort, und beim schwarzen Kaffee unterhielt sich die Gesellschaft

in unverfälschter Elsässer Mundart. Wie es seither, nach dem Kriege dort gehalten wird, ist mir nicht bekannt, vermutlich dürfte Französisch dominieren.

Von 1897 bis 1924 mit nur zweimaliger Unterbrechung diente mir, meist von meiner Gattin begleitet, zur sommerlichen Erholung die Kurpastoration auf Rigi-Kaltbad, wo eine frischere, bessere Luft weht, als in der Ebene, zumal unter den rauchenden Fabriksschloten des Horburgviertels, und wo wir mancherlei Persönlichkeiten haben kennen und schätzen lernen: hervorragende schweizerische Staatsmänner wie Bundesrat Welte, ausländische Adelige und hohe Militärs waren dort oben meine Zuhörer und stellten sich nach der Predigt vor. Von zwei betagten preussischen Exzellenzen, Generallieutenants der Kavallerie a. D., hatte der eine, von Winterfeld, seiner Zeit als Oberst den späteren Kaiser Wilhelm II als jungen Husarenlieutenant zu Bonn in seinem Regimente gehabt, eine äußerst kitzliche Position und Aufgabe, der er aber, wie mir sein Kollege, Hann von Weyhern (vergl. Basler Jahrbuch 1933 pag. 94 f.), sagte, mit großem Takt und Geschick gerecht geworden war. Anno 1902 war meine Tischnachbarin eine stattliche, vornehme Dame aus Amsterdam, mit welcher wir annoch in Korrespondenz stehen. Sie hatte im Sommer 1870 als vierjähriges Kind einen Kuraufenthalt im Bade Ems gemacht und begegnete eines schönen Morgens auf der dortigen Promenade dem damals bekanntlich ebenfalls daselbst verweilenden König Wilhelm von Preußen, dem späteren ersten deutschen Kaiser. Von ihrer Gouvernante aufmerksam gemacht, staunte die kleine Holländerin den großen Mann aus weitgeöffneten Augen an, worauf derselbe stehen blieb, sich zu ihr nieder beugte, sie auf seine Arme hob und auf die Stirne küßte. An eben dieser Stelle fand wenige Tage hernach die weltgeschichtliche Unterredung zwischen König Wilhelm und dem Gesandten Benedetti statt, aus welcher dann die berühmte Ems-Depesche, das Alarmsignal zum deutsch-französischen Kriege, entsprang. — Ein verhältnismäßig bescheidenes Zimmer im zwei-

ten Stockwerke des Grandhotels bewohnte während einer Saison der amerikanische Multimillionär, Petroleumkönig und großartige Wohltäter Rockefeller, der sich jedoch fast ausschließlich auf seinem kleinen Balkon sehen ließ und anscheinend keinerlei Verkehr pflegte. Der jüdische Großbankier Goldberger aus Berlin fand sich in der Frühe eines wunderbar klaren Morgens auf dem „Känzeli“ ein und brach beim Anblick all der Herrlichkeit in den Ruf aus: „Gott meiner Väter, ich danke dir, daß du mich solche Wunder schauen lässest“. Ein stets beinahe ärmlich gekleideter, heimlich reicher Berliner Rentier pflegte sich in seinem Wohnraume eines Spiritus-Rochapparates zu bedienen und vernahm, daß das flüssige Brennmaterial in Visnau unten zu billigerem Preise eingekauft werden könne, als oben in der Hausapotheke des Kurarztes. Um sich das Gewünschte zu verschaffen und die Bergbahnkosten zu ersparen, stieg er den ziemlich steilen Fußweg abwärts, stolperte aber bald, fiel zu Boden und brach ein Bein. Man mußte ihn auf einer Bahre zurück tragen, den Arzt, sowie aus Luzern einen geschulten Krankenwärter beiziehen und die ferne Familie benachrichtigen. Tags darauf erschien Frau B. zur Pflege ihres Eheherrn; es stellte sich jedoch bei diesem bald eine schwere Lungenentzündung ein, telegraphisch wurden Sohn und Tochter von Berlin herbeigerufen, und der Patient starb. Die Leiche mußte vorschriftsgemäß in einen doppelten Sarg (aus Blei und Holz) gebettet werden, an welchem ich vor dem Abtransport zur Bahn, in Gegenwart einer Anzahl geladener Kurgäste die Trauerfeier hielt. Während die Angehörigen direkt im Schnellzug heimreisten, begleitete der Kurarzt, ebenfalls nach Vorschrift, den zu Luzern aus dem Schiffe in einen Frachtgutwagen umgeladenen Sarg im langsamen Personenzug bis nach Berlin. Nach seiner Rückkehr auf den Rigi erzählte mir der Arzt, die Familie B. besitze und bewohne ein großes, außen unansehnliches, aber inwendig prächtig ausgestattetes Haus; dessen Besitzer hätte somit nicht nötig gehabt, um einer minimalen Ersparnis willen sein Leben aufs Spiel

zu setzen, anstatt sein Spiritusfläschchen im Hotel füllen zu lassen; wahrlich teure Ökonomie und verfehlte Spekulation! — Einen mehrwöchigen Höhenkuraufenthalt machte, von einer französisch redenden Gräfin behütet, das vierjährige Söhnlein des damals in Prangins residierenden österreichischen Erzherzogspaars Karl und Zita; begegnete ich ihm auf dem Spazierwege, so bezeugte der kleine Prinz am Schläge meiner Repetieruhr die gleiche Freude, wie irgend ein gewöhnliches Bürgerkind. Bekam er Heimweh nach seinen Eltern und Geschwistern, so besuchte ihn jeweilen für ein paar Tage sein Vater; derselbe figurierte dann im Fremdenbuche unter einem Adelstitel; er beschenkte zum Abschiede den Hoteldirektor mit einer goldenen Uhr. — Mit den katholischen Kurggeistlichen stand ich ausnahmslos auf gutem Fuße, konnte mit einzelnen sogar konfessionelle Fragen besprechen, und abwechslungsweise teilten wir uns gegenseitig von Jahr zu Jahr in die Tischrede am 1. August, welche zumal auch den ausländischen Kurgästen willkommen war.

Stets hatte ich mich, bestrebt die Predigt nicht zu lang geraten zu lassen. Ein mir weitläufig verwandter, nach den Dreißiger Wirren vor 100 Jahren aus Frenkendorf in die Stadt gezogener und alsdann am humanistischen Gymnasium im Lehramte stehender Pfarrer brachte einst seine Sommerferien im idyllischen Aeschi am Fuße des Niesen zu und äußerte dem dortigen Ortspfarrer den Wunsch, ihn eines Sonntags vertreten zu dürfen, was selbstverständlich gerne akzeptiert wurde. Unter dem blauen Himmel, im Blick auf den Thunersee und das majestätische Hochgebirge, beim lieblich sich kräuselnden Pfeifenrauche seien ihm, wie er mir später erzählte, zum Studium die Gedanken reich und mühelos zugeflossen. Als er dann am Sonntag nach vollbrachter Tat von der Kanzel stieg und mit seinem Amtsbruder die Kirche verließ, schlug die Turmuhr gerade die Stunde. „Jetzt habe ich doch zur rechten Zeit aufgehört“, sprach er zu seinem Begleiter, erhielt aber von diesem die berichtigende Antwort: „’s ischt endlesi, Herr Collega!“ Zwei volle Stunden hatte der Gottesdienst gedauert,

und in den Häusern mochte die Suppe kalt geworden sein. — Einem längst verstorbenen aargauischen Regierungsrate hatten böse Zungen das Spottwort angehängt, er könne zwei Stunden reden ohne etwas zu sagen; und kürzlich wurde einem Pfarrer im Elsaß gleich bei seiner Wahl von der Gemeinde die Verpflichtung auferlegt, jeweilen nicht länger als 20 Minuten zu predigen. Ich befürchte, was auch bei einem sonderlich begabten Redner über 40 Minuten hinausgeht, vermöge die Aufmerksamkeit des durchschnittlichen Zuhörers nicht mehr recht zu fesseln. Bekannt ist M. Luthers Mahnung: „Tritt keck auf, tu 's Maul auf, hör bald auf!“

Da sich bei meinen vorrückenden Jahren nachgerade das Bedürfnis nach vollem Ferien-Ausspann geltend machte, überließ ich die Predigtstation Rigi-Kaltbad jüngeren Kräften und suchte mit meinen Angehörigen anderwärts die nötige sommerliche Erholung. Allein auch diese vermochte den spürbaren Altersprozeß auf die Dauer nicht mehr aufzuhalten, und die Anforderungen des Amtes in der an Seelenzahl beständig wachsenden Gemeinde wurden entsprechend größer, die Disziplin zumal bei den Knaben der Wochenkinderlehre und das Memorieren der Predigt schwieriger; und doch wollte ich mich nicht dazu verstehen, auf der Kanzel vom Manuskripte Gebrauch zu machen, wie dies heutzutage selbst bei jüngeren Kollegen Sitte (oder Unsitte) zu werden scheint; denn allzutief haftete mir im Gedächtnisse eine Erfahrung aus dem Beginne meiner Amtstätigkeit zu Boezen: ich hatte in der zweiten Wochenhälfte fast allzu reichlichen Besuch von Bekannten aus Basel erhalten, war hierdurch in der Ausarbeitung und Einprägung der Sonntagspredigt erheblich gestört worden und schielte beim Sprechen wiederholt auf das vor mir liegende Brouillon hinunter. Folgenden Morgens klopfte der Präsident der Kirchenpflege, Bezirksrichter H., an die Türe des Studierzimmers und gab mir in dezenter Weise zu verstehen, daß mein gestriges Tun der Gemeinde nicht erwünscht sei, sondern daß diese freien Vortrag erwarte. Die empfangene,

berechtigte und wohlmeinende Mahnung habe ich mir so tief zu Herzen genommen, daß ich mir einen solchen Lapsus fortan während meiner ganzen, etwas mehr als fünfzigjährigen Dienstzeit nie wieder zu Schulden kommen ließ und aus Angst hervor, sowie aus den weiteren vorhin angegebenen Gründen auf 1. Oktober 1928 meinen Rücktritt nahm. Nach Schluß der Abschiedspredigt und Kinderlehre am 30. September hielt ich einem betagten Ehepaar die „Traured“ zur goldenen Hochzeit, und seither beschränkte sich mein Praedikamentum auf Besuche und wenige Kasualien, wie Taufen, Trauungen und Leichenfunktionen, welche ich entweder aushilfsweise oder in näheren Verwandten- und Bekanntenkreisen zu verrichten hatte.

„Als ich noch im Flügelleide . . .“, da war Basel eine größtenteils von Gräben, Wällen und Ringmauern umschlossene Stadt gewesen, zwischen dem Spalen- und St. Johantor z. B. gab es keinen Durchpaß; auf den hohen Schanzen, Peter und Elisabeth, wurden die jugendlichen Quartierhändel mit Bengeln und Knütteln ausgefochten, so daß bisweilen die löbliche Polizei einschreiten mußte. Einst standen wir Neuvoerstädter in offener Fehde mit den Spalemern und St. Johannslern, welche eines Abends in großer Anzahl von beiden Seiten her „bewaffnet“ gegen uns anrückten, so daß wir uns in Abwehrstellung zurückziehen mußten. Es wurde vereinbart, daß jede Partei einen „Mann“ zum Zweikampfe erküren sollte; unsere Gegner ernannten den gefürchteten rothaarigen Kienast, während uns der bei seinen Verwandten Buxtorf wohnende Läuferfinger Pfarrerssohn Hermann Buser vertrat. Als aber dieser im Ringen obsiegte, fuhr die ganze feindliche Meute über ihn her und bearbeitete ihn mit ihren Stöcken. Rasch befreiten wir ihn aus der vertragswidrigen, brutalen Übermacht hinter unsere Haustüre, und beim gerade rechtzeitigen Erscheinen eines Landjägers stob die gefährliche Schar jäh auseinander. In der sonst stillen „Neuen Vorstadt“ (jetzt innere Hebelstraße) konnten wir Knaben vom Verkehr unbehindert dem Ballspiele, auch mit dem Schleuderball, obliegen, ohne

freilich deswegen in der Zeitung sub „Sport“ Erwähnung zu finden. An lauen, hellen Sommerabenden stellte man nach dem Nachtessen eine Gartenbank nebst Stühlen vor das Haus, so daß sich die Familie auf der Straße an die frische Luft setzen und von der Tageschwüle erholen konnte, bis die zunehmende Dämmerung der hereinbrechenden Nacht Bahn machte. Außer dem in der 1860er Jahren der Strafanstalt zum Opfer gefallenen französischen Bahnhofs erinnere ich mich deutlich an den ersten hölzernen der Zentral- und den ebensolchen der badischen Bahn, dessen Perron allabendlich durch flammende Pechkränze beleuchtet wurde, an das Steinen-, Riehen- und Bläsfitor, sowie an die beiden Schwibbogen am Ausgang der Rittergasse und oben am Blumenrain. Mit alledem ist ein gutes Stück Heimatpoesie dahingeschwunden, und moderne Behikel durchsaufen lärmend und Gefahr drohend die nach allen Seiten hin offene Stadt.

Als eines ihrer schönsten Kleinodien habe ich von jeher das darin gepflegte und blühende musikalische Leben betrachtet und geschätzt. Als Knabe, Student und nach unserer Heimkehr aus dem Aargau schließlich auch als Pfarrer (mit Gattin) gehörte ich dem Gesangverein an und fand darin unter den Dirigenten Ernst Reiter, S. de Lange, Alfred Volkland und Hermann Suter stets ungetrübten hohen Genuß; auch im kleinen Chor der Abonnementskonzerte, im Verein für Tonkunst (Bärenzunft), im akademischen Männerchor (Moriz Rahnt), im Gelzerkränzchen und in den geistlichen und weltlichen August Walter-Konzerten, einmal sogar im Stadttheater (Meyerbeers Afrikanerin 1872) hatte ich eifrig mitgesungen, zwischen hinein zu Tübingen im Oratorienverein unter dem gestrengen Otto Scherzer und in der schwäbischen Liedertafel; auch spielte ich dort im Streichquartett bei Prof. Albert Socin II, Violine. Seitdem jedoch im November 1917 der Schnitter Tod seinen ersten Eingriff in unser Familienglück getan, uns den Jüngsten elfjährig entzissen hat, sind unsere Kehlen verstummt, Klavier, Violine und Trompete fast ganz außer Gebrauch gekommen;

weitere Trauerfälle reduzierten später die Zahl unserer Kinder aufs neue, und der Hinschied so mancher lieber Freunde und Verwandten ließ es immer einsamer um uns werden.

Anmutend dagegen war uns im vorigen Sommer (1932) die Einladung meiner ehemaligen Konfirmandenklasse von Ostern 1886 in Windisch zu einer dortigen sonntäglichen Zusammenkunft: von den laut meinem Verzeichnisse 57 erschienen ihrer 25, 9 Männer und 16 Frauen aus verschiedenen Landesgegenden her (bis zum Bodensee), teils Großeltern und Witwen, alle zirka 62 Jahre alt und meist ergraut. Vom Bahnhofe Brugg, wo sie mich erwartet hatten und freudig grüßend in Empfang nahmen, ging's zur Predigt ins altgewohnte Gotteshaus und hernach zum gemeinsamen Mittagsmahl, welches durch die Wiedererkennungsszenen, den lebhaften, freundlichen Austausch alter Erinnerungen und die Erzählung seitheriger Erlebnisse gewürzt wurde. Nach einem Spaziergange durch das Dorf am Ufer der rauschenden Reuß setzte man sich zu nochmaligem kurzem Imbiß nieder, beschenkte mich mit Blumen und einem Bande Jeremias Gotthelf und begleitete mich zum Abschiede an den Bahnhof: „auf Wiedersehen!“. Es war ein schöner Tag gewesen, ein wohlthuendes Zeichen treuer Anhänglichkeit ohne ein ungutes oder leichtfertiges Wort, für eine Stadtgemeinde in gleicher Weise kaum denkbar, vielleicht auch damit zusammenhängend, daß daselbst und speziell in Basel zwischen Kirche und Schule kein offizielles Band mehr besteht, während der Kanton Aargau seinen Pfarrämtern fleißigen Besuch der Schulen zur Pflicht macht, wie denn dort die Geistlichen fast ausnahmslos Mitglieder (Präsident oder Aktuar) der Schulpflegen, einzelne sogar Inspektoren sind. Mir hat in dieser Hinsicht bei meinem Amtsantritte zu Kleinhüningen etwas gefehlt, bis ich mich, übrigens nicht ungerne, in die hiesige Situation gefunden habe.

Setzt bin ich ein alter Mann geworden und schließe diese Rückschau auf mein Leben mit innigem Danke gegen Gott, der mich durch Freude und Leid, durch Krankheit, Not und Todes-
trauer gnädig hindurchgeführt und mir bis hieher geholfen hat.